I. Zum Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers und Königs.

1.

Vorausgegangen war das Festspiel von Martin Pfeifer: „Das neue Reich.“

Hochansehnliche Festversammlung, liebe Schüler!

Das Festspiel eine Festgabe dem hohen Landesherrn, aber auch uns allen und vor allen Euch, liebe Schüler.

Es hat den Blick gelenkt auf Bilder aus ferner und doch naher Zeit, auf einen unvergleichlichen Werdegang menschlichen und staatlichen Geschickes.

An solchen Festtagen, auf solchen Höhepunkten nationalen Lebens fühlt sich das Herz näher der Sonne des nationalen Genius, von der die Geschichte Licht und Wärme zieht, und es ist eine dauernde Frucht solcher Tage, dass sie die Liebe zum Vaterlande stärken durch die Erinnerung an das Grosse, das erlebt und erduldet wurde, durch das Verständnis seiner Bedeutung, durch das Bekenntnis zu treuer Mitarbeit an den Aufgaben der Gegenwart und Zukunft.

So hat's die Schule stets gehalten, so muss sie es halten, wenn sie ihrem erziehenden Berufe treu bleiben will: sie thut's nicht, weil's in ihren Gesetzen, sondern weil's in ihrem Herzen steht, nicht, weil der Buchstabe sie zwingt, sondern weil der Geist sie dringt.

Aber ihr Patriotismus ist nicht der Patriotismus des schönen, des fortreissenden Worts, geboren in Stunden begeisterter Feststimmung, auflodernd und blendend, aber nicht wärmend und leuchtend; nicht der Patriotismus des blossen Gefühls, ohne klare Begriffe, ohne bestimmte Ziele, ohne feste Entschliessungen, rasch aufschiessend, rasch sinkend. Mit ihm ist nicht der Schule, nicht dem Vaterlande gedient. Das Gesetz des geistigen Lebens, der Erziehung, der Charakterbildung zumal, ist lange Saatzeit, ruhige Reifezeit und späte Erntezeit, aber dann als Ertrag auch nicht windflüchtige Halme, sondern windkräftige Eichen.

Wir geben der Vaterlandsliebe das Wort am festlichen Tage in klingender Rede und im stimmenden Lied; aber der Baum, dessen Krone sich im Sonnenschein des Festglanzes wiegt, muss gegründet sein auf tiefdringenden und weitspannenden Wurzeln, in kräftigem, ja steinigem Boden, wenn er stehen soll auch im Wogen des Windes.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vaterlandsliebe ist Gefühl, aber Gefühl, von Einsicht geklärt und gerichtet, das sich in Handlung umzusetzen strebt, Achtung vor der Grösse und Bedeutung des Vaterlandes, Stolz auf seinen Wert, Erkenntnis dessen, was wir von und an ihm haben, Verständnis dessen, was wir ihm schuldig sind, thätiges Bekenntnis, dass wir diese Schuld abtragen wollen.

Das alles wird nicht im Fluge geboren, sondern in ernster Hingebung erarbeitet. Nicht im Festgewande, sondern im Werktagskleide soll in erster Linie in der Schule Vaterlandsliebe geweckt und geübt werden. Wer sein Vaterland lieben soll, muss es kennen.

So lernen wir die Heimat mit allem, was uns in ihr seit der Kindheit angeheimelt hat, mit dem wir verwachsen sind, mit dem, ja in dem wir in unbefangener Gemeinschaft gelebt haben, mit Bewusstsein erfassen, von neuem uns aneignen und würdigen in Berg und Thal, in Fluss und See, in Wald und Flur, in Pflanze und Tier, in Volksart und Mundart, in Sitte und Glauben, und wenn der Geist auch über Meer und Land in entlegene Fernen schweifen muss, um fremde Art und fremden Ort in Vergangenheit und Gegenwart zu erkennen, so klärt und mehrt sich doch das Verständnis des Heimischen am Bilde des Fremden, und bereichert und vertieft kehrt der Sinn wieder zum heimischen Herd, zu den heimischen Fluren zurück.

Im Heimatsgefühl wurzelt die Vaterlandsliebe; aber auch im Familiensinn.

Als dieses engen, trauten Kreises erweitertes Bild erscheinen bald die grösseren Gemeinschaften, vor allem Staat und Volk, und erfüllen das junge Herz mit Teilnahme und Begeisterung für ihre Geschicke, für Leid und Freud, für Aufgang und Niedergang, für die Helden des Geistes, des Wortes, der That.

Und wie der Heimat die Fremde, so muss dem eigenen Volke fremden Volkes Wesen und Walten zur Seite treten: Jerusalem, Athen, Rom, das Volk der göttlichen Verheissung, der Schönheit, der Macht und des Rechts, wie es sich spiegelt in seinen Thaten, wie sein Geist in seiner Sprache Gestalt und Gewalt gewinnt. Aber das Fremde hebt und klärt nur die Schätzung des Eigenen; und auf dem tiefen Grunde verständnisvoller, hingebender Teilnahme an der Geschichte des eigenen Volkes gedeiht die Liebe zum Vaterlande.

Ihre edelste Kraft zieht sie aus dem Geiste des eigenen Volkes, wie er in der Sprache und ihren Erzeugnissen sich verkörpert. „Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonnesam, so traut; Sprache schön und wunderbar, ach, wie klingest du so klar“, bald wie Baches Rieseln, bald wie Stromes Rauschen, anmutig und erhaben, fein und derb, herzig und scharf, tief und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wahr, immer reich und unerschöpflich, alle Schwingungen der Seele weitertragend, mitsinnend, mittrauernd, mitjauchzend! Und in der Tiefe der Wellen, die den flüchtigen Kahn schaukeln, da schlummern die Schätze vergangener Zeiten, versunken, aber nicht vergessen, und wer sie erspäht und hebt, dem leuchtet's und funkelt's entgegen wie Edelgestein und Goldgeschmeide, und ihn grüsst der Geist seines Volkes, der alte und doch ewig neue. Wer seine Sprache kennt in ihrer Kraft und Lieblichkeit und Fülle, der liebt sie, und wer sie liebt, der liebt sein Vaterland.

Und die Meister der Sprache, des Wortes mächtig wie einst des Tons Arion und Orpheus, Volker und Horand — wie lebt und webt in ihren Werken deutscher Geist und Sinn, mögen sie singen von Helden lobenswert, von Kampfesarbeit und Kampfeslohn, von Lenz und Liebe, von sel'ger, gold'ner Zeit, von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit, von Weltfreude und Himmelswonne, von Gottes Gnade und der Menschheit Erlösung!

Und da treten sie hervor und heben sich heraus aus den Gebilden der Dichtung wie aus den Blättern der Geschichte, die Männer der sittlichen, der patriotischen That, dem Jüngling wie dem Manne zur Begeisterung und Nachahmung, im Leben und Sterben, in Not und Tod, in Harren und Krieg, in Sturz und Sieg, bewusst und gross, beredte Zeugen des Wortes: „Ans Vaterland, ans teure, schliess dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen, hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft:“ Leonidas und Sokrates, beide fürs Vaterland, gehorsam seinen Gesetzen, lebend und sterbend, der eine am grössten im Handeln, der andere im Leiden; Perikles und Demosthenes, denen die Grösse und Ehre des Vaterlands Leitstern ihres Denkens, Redens und Handelns war, aus denen die volle Thatkraft einer sittlich gegründeten, klaren, opfermutigen Vaterlandsliebe spricht; die Helden der strengen Römertugend, wie sie sehnsüchtig der Dichter der entarteten Kaiserzeit preist, denen die Herrlichkeit der ewigen Roma selbst als ewige Wahrheit galt; der Sänger von der Vogelweide, der frisch und frei für Wahrheit und Recht, für Deutschtum und Kaisertum seine Stimme erschallen lässt; der Bund freier Männer an verschwiegenem Ort zum Treuschwur bis in den Tod vereint; die Heldenjungfrau, die beherzt und begeistert dem bedrängten Volk die Fahne im Befreiungskampfe vorantrug; der deutsche Gottesmann, der heraus aus Sündennot und voll Heilsverlangen, gewiss der Gerechtigkeit allein durch den Glauben, die Fesseln römischer Satzungen abwarf und dem deutschen Gewissen seine Freiheit wiedergab; die Freiheitskämpfer gegen des Korsen Übermacht, voll Mut und Kraft sich erhebend, das Teuerste freudig opfernd für des Vaterlandes Freiheit und Ehre;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der grosse Kurfürst, der in rastloser Arbeit die Grundlagen der Macht unseres engeren Vaterlandes schuf; der grosse König, der für seines Landes Macht und Ruhm einer Welt in Waffen trotzte und das Land zur Grossmacht erhob; der grosse Kaiser, der, den Traum früherer Geschlechter erfüllend, die Herrlichkeit des Reiches wiedergebracht hat, deren die Enkel geniessend sich freuen.

Und wie in Bildern, so tritt's auch in Sprüchen voll Kraft und Innigkeit vor die Seele: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre“ . . . „Kein schön'rer Tod ist auf der Welt, als der fürs Vaterland“ . . . „Ja süss und ehrenvoll ist's, sterben für's Vaterland.“

Das ist der Geist, in den die Arbeit der Schule hineinführen will, indem sie den Verstand klärt und die Erkenntnis fördert, indem sie das Gefühl belebt und die Liebe stärkt, indem sie den Willen rege macht und die That vorbereitet, indem sie lehrt, was es heisst, für das Vaterland zu sterben, zu leben, zu arbeiten.

Die deutsche Jugend — das Festspiel hat's gezeigt, und unser kaiserlicher Herr hat's ihr bezeugt, — ist einst eingetreten für die nationale Aufgabe der Einigung Deutschlands; sie wird, des bin ich gewiss, mannhaft auch die soziale Aufgabe der Erhaltung des neuen Reiches auf sich nehmen; denn sie liebt ihr Vaterland, und sie weiss, warum sie es liebt!

Ihr steht noch in der Vorbereitung, liebe Schüler, aber auch Ihr könnt, ja, Ihr sollt bereits Eure Vaterlandsliebe bethätigen, indem Ihr treu auch im Kleinen arbeitet, in Gehorsam und Gewissenhaftigkeit Eure Pflicht thut, mit Ernst Euch selbst erzieht, dass Ihr dereinst als gesunde, leistungsfähige Glieder Euch in den Dienst des Vaterlandes stellen könnt.

Plato führt uns in einem Dialoge die Gesetze Athens vor, wie sie persönlich auftreten und dem Sokrates seine Pflichten gegen sie selbst und gegen sein Vaterland vorhalten.

Denkt Euch, das Vaterland träte heute in der Person Eures geliebten Kaisers und Königs, den Ihr noch jüngst hier gesehen, vor Euch hin und fragte Euch: „Habt Ihr Euer deutsches Vaterland lieb und wollt Ihr ihm dereinst treulich dienen?“ Ihr würdet gewiss alle mit freudigem „Ja“ antworten. Wenn er aber weiter fragte: „Seht Ihr auch in Eurer täglichen Arbeit, die scheinbar so gar nicht mit dem Vaterlande in Beziehung steht, einen Dienst, den Ihr ihm erweist, nehmt Ihr es ernst mit Eurer Vorbereitung für das Leben, wurzelt Eure Vaterlandsliebe nicht bloss in schönen Worten, sondern in ernster That, in selbstverleugnendem Streben?“ — würdet Ihr gleich freudig antworten? Auf denn, so lasst uns heute — und das soll unser Geburtstagsgruss sein — lasst uns heute ihm geloben, dass wir allewege nicht bloss im Grossen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sondern auch im Kleinen, nicht bloss im Feiergewande, sondern auch im Werktagskleide unser liebes, teures, deutsches Vaterland, deutsche Sitte, deutsche Art, deutschen Geist, deutschen Glauben, deutsche Zucht und deutsche Treue lieben und auch üben wollen, lasst es uns geloben mit dem Heilrufe, mit dem wir ihn grüssen, in dem des Vaterlandes Grösse und Macht sich verkörpert:

Se. Majestät, unser allergnädigster Kaiser und König Wilhelm II., er lebe hoch! hoch! hoch!

2.

Vorausgegangen war der Vortrag der „Altniederländischen Volkslieder“ von Kremser mit verbindendem Gedicht von Dr. H. Drees.

Hochansehnliche Festversammlung, liebe Schüler!

Die eben gehörten Volkslieder haben uns auf einen Höhepunkt geschichtlichen Lebens gestellt. Die Erhebung eines ganzen Volkes anschauend und nachfühlend mitzuerleben wird uns zu eigner Erhebung, würdig eines nationalen Festtags, wie wir ihn heute begehen.

Wahrlich, es musste dringende, zwingende Not sein, die dies kleine, bedächtige, nicht auf Krieg gerichtete, erwerbsame, des selbsterworbenen Reichtums sich freuende niederländische Volk aus seiner behäbigen Ruhe aufscheuchte und in einen langen Krieg hineintrieb, der die blühenden Fluren verwüstete, dem lebhaften Handel schwere Wunden schlug, ungeheure Mittel und ungezählte Menschenleben verschlang!

Es waren nicht materielle Interessen, für welche dies regsame Fischer- und Handelsvolk zu den Waffen griff, sondern höhere Ziele, Recht und Glaubensfreiheit.

Des spanischen Philipp Macht und finsterer Despotengeist trachtete und drohte beide zu vernichten, die altverbrieften Vorrechte und Freiheiten und die von Deutschland herübergekommene neue Lehre, bald mit rücksichtsloser Gewalt, bald mit tückischer List. Da füllten sich die Gefängnisse, wurden Unschuldige in die Fremde getrieben; da rauchten die Scheiterhaufen, erhoben sich die Blutgerüste; da mordeten und plünderten wilde Söldnerhaufen in betriebsamen Städten; da zog Verödung, Armut und Not ein in Stadt und Land und Hass und Erbitterung in die Herzen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lange dauerte es, bis das schwere Friesenblut in Wallung geriet, der heroische Entschluss reifte, alles Schwanken, alle Sonderinteressen daranzugeben, alles an alles zu setzen und lieber ein Ende mit Schrecken als einen Schrecken ohne Ende zu wählen; aber als der Druck schier unerträglich wurde, da brach die lange verhaltene Glut hervor, mächtig, unverlöschlich, alles mit sich fortreissend. Da erscholl der Ruf: „Wir wollen uns des Wortes Gottes und unserer Freiheit wehren bis auf den letzten Mann", „Lieber ertrunken Land als verloren Land", und das Meer flutete durch die zerstochenen Dämme dahin über den Fleiss des Bürgers und des Landmanns, und in mächtiger, todesmutiger, wilder Begeisterung drängte sich jung und alt, arm und reich herzu, um Gut und Blut zu opfern für des Vaterlandes Rechte und Unabhängigkeit, für des wahren Glaubens Freiheit.

Fünfzig Jahre wogte der Kampf auf und nieder: glücklich zur See, fassten die Vertriebenen im Lande wieder festen Fuss, ermüdeten, erprobt im zähen Kampfe mit Sturm und Flut, mit Wind und Wellen, den Feind im kleinen Kriege, nutzten klug seine auswärtigen Verwickelungen — und so ging das mutige Friesenvolk siegreich aus dem ungleichen Kampfe mit dem mächtigsten Kriegsstaate der Zeit hervor.

Gross dies Volk, gross auch sein Führer, der ihm den Weg zur Freiheit zeigte und bahnte: Wilhelm von Oranien, aus Nassauischem Fürstengeschlecht, ein Mann, vielgeliebt und vielgeschmäht.

Ohne Zweifel ein grosser Staatsmann, grösser als alle Zeitgenossen im Begreifen und Ergreifen des Nötigen und Erreichbaren, voll überlegener Zurückhaltung und eiserner Ruhe gegenüber der urteilslosen Menge, der er, wenn nötig, klar und wahr entgegentrat. Er durfte es: unbegreiflich war der Zauber, die Allgewalt seiner Persönlichkeit. Er hat nie eine Schlacht gewonnen, er hat in Verfolgung seiner idealen Ziele seinem Volke unglaubliche Opfer zugemutet: trotzdem blickte es mit unbeirrtem Vertrauen auf ihn wie auf den gottgesandten Retter, der festen Überzeugung, dass mit ihm noch alles zu gewinnen, ohne ihn alles verloren sei.

Zum Staatsmann war er befähigt auch durch die unerschöpfliche Arbeitskraft, mit der er Inneres und Äusseres, Einzelnes und Allgemeines gleich wachsam und scharfsinnig umfasste, ein Kenner des menschlichen Herzens, geschickt mit hoch und niedrig zu verkehren, ein Meister in der Kunst, auch feindliche und widerstrebende Kräfte sich dienstbar zu machen, nicht zum wenigsten durch die wunderbare Gabe, in Wort und Schrift Verstand und Gemüt zugleich anzufassen und in einleuchtender Kraft das Treffende zu sagen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Als Feldherr war er nicht siegreich, doch ohne eigene Schuld; im Kampfe nicht voran, doch aus gutem Grunde; denn sein Leben galt mehr als das eines Landsknechts, und wer so unbeugsam dem Unglück standhält, so unverwüstlich hoffend und so unermüdlich wagend für scheinbar verlorene Sache eintritt, der darf den Kranz des Heldenmuts sich um die Stirne flechten.

Katholisch erzogen, grossgeworden am Hofe Karls V. in des Kaisers Dienst und Gunst, in seiner Jugend ein Weltkind, ist er später, gereift in schwerer Zeit, gerade in der höchsten Bedrängnis des Protestantismus, Protestant geworden, nicht ein eifernder, aber ein überzeugter, voll Glaubensstärke und Frömmigkeit, der Retter und Hort der Reformation in den nördlichen Landen.

Aus Selbstsucht und Ehrgeiz soll er den Bürgerkrieg entfacht haben. War es Selbstsucht, dass er Stellung und Besitz, ja den eigenen Sohn opferte, dass er, als die Sache der Provinzen hoffnungslos schien, Spaniens glänzende Anerbietungen zurückwies und auf ein an äusseren Ehren reiches und behagliches Leben in Deutschland verzichtete?

Er hatte Ehrgeiz, aber den Ehrgeiz des grossen Mannes, der fähig und entschlossen ist, alles, ja sich selbst für die Sache, die er vertritt, daranzugeben; aber wenn in ihm ein Zug zur Herrschsucht war, so ist es sein höchstes Verdienst, dass er, so begabt, ein Mann von solchem Rang und von solchem Drang nach Herrschaft, doch nie als Herrscher, sondern nur als Verteidiger des Landes zu erscheinen wusste, dass er nie die Herrschaft über sich verloren hat, dass die Regungen der Selbstsucht in ihm stets dem Gebot der Selbstzucht erlagen.

So ist er der Retter, der Vater des Vaterlands geworden. —

Die Vergangenheit ist die Mutter, aber auch die Lehrmeisterin der Gegenwart. Die Geschichte will uns erinnern nicht bloss an das, was war, sondern auch an das, was sein soll.

Was ist der Grundzug, das Gemeinsame in diesem Heldenkampfe bei Volk wie Fürst?

Die Erhebung des einzelnen über sich selbst, heraus aus dem Sonderleben und Streben zum Gemeinschaftsleben, hinein in den Machtbereich der sittlichen Ideen, der Ideale.

Können wir davon lernen?

Zweimal hat unser Volk solche Zeiten der Erhebung erlebt, als es vor 80 Jahren sich von der äusseren Gewalt, und als es vor einem Vierteljahrhundert sich von der geistigen Bevormundung eines fremden Herrschers befreite: da trug es als Lohn seine Freiheit, seine Einheit davon.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und heute? Dürfen wir freudig das Antlitz erheben? Droht nicht im Innern von grober und feiner Gewalt den Grundlagen unserer Rechts- und Gesellschaftsordnung Gefahr, den höchsten Gütern, erworben durch die Arbeit der Jahrhunderte? schleicht nicht der Absolutismus der Gasse, den Lockruf „Freiheit und Gleichheit“ auf den gleissenden Lippen, durch die Reihen unseres Volks? sucht nicht Unzufriedenheit, Hass und Selbstsucht das Band der Einheit der Stände zu zerreissen?

In schwerer Krankheit leidet unser Volk. Wird der Zersetzungsprozess zur Auflösung oder zur Gesundung führen? Wer deutet die Zeichen, den Geist der Zeit?

Der deutet ihn nicht richtig, der die soziale Frage*) nur als eine wirtschaftliche ansieht. Mag die Krankheit hier am sinnfälligsten hervortreten: sie hat alle Teile ergriffen, vor allem das sittliche Gebiet. Die soziale Frage ist vor allem eine sittliche.

Gefühl für das Recht und die Bedeutung des Einzelnen, des Individuums ist von Anbeginn im deutschen Volke ausgeprägt gewesen; in seiner Bethätigung, im Individualismus liegt seine Stärke und seine Schwäche. Er führte zur wirtschaftlichen Blüte des Mittelalters und zum Verfall des Reiches, er schuf die Reformation und die Glaubensspaltung, er brachte hervor die klassische Litteratur und die weltbürgerliche Ablenkung vom nationalen Leben. Das Individuum ist nicht nur den Sophisten Griechenlands das Mass aller Dinge gewesen: alte und neue Weltweisheit und Wirtschaftslehre hat es in den Mittelpunkt des Denkens und Handelns gestellt.

Sein Recht, rücksichtslos geltend gemacht, hat geführt auf politischem Gebiete zur Parteisucht; auf nationalem zur Kleinstaaterei einerseits und zur weltbürgerlichen Verschwommenheit andererseits; auf gesellschaftlichem zur Vereinzelung und zur Genusssucht, zum Klassen- und Kastengeist; auf wirtschaftlichem zu rücksichtsloser Ausbeutung und Gewinnsucht; auf physischem zur Gewaltthätigkeit und Sinnlichkeit; auf geistigem zum Anzweifeln alles Bestehenden und zur Selbstüberhebung, zur Überschätzung des Verstandes und Wissens; auf sittlichem zur Eigensucht und Pflichtlosigkeit gegen andere; auf religiösem zur Gottentfremdung, zur Stoff- und Menschenvergötterung.

Wollen wir den Feind in uns überwinden, uns innerlich befreien, so brauchen wir nicht Kritik, nicht Rat, sondern That, brauchen wir, was der Freiheitskampf gegen den äusseren Feind weckt und wirkt: Erhebung des einzelnen über sich

*) Für die folgenden Ausführungen vgl. Karl Fischer, Sozialpädagogik und Sozialpolitik. Eisenach 1892.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

selbst, heraus aus dem Sonderleben und Streben zum Gemeinschaftsleben, hinein in den Machtbereich der sittlichen Ideen, der Ideale.

Wie alle Missstände aus der rücksichtslosen Auswirkung des Einzelsinnes erwachsen sind, so kann wahre Heilung nur kommen aus Änderung des Sinnes, aus der Belebung und Kräftigung des Gemeinsinnes, indem statt Selbstsucht die Selbstzucht, statt des individuellen Geistes der soziale Geist Macht gewinnt, wobei nicht mehr jeder für sich das Seine, sondern jeder für jeden das Seine sucht. Der rechte soziale Geist aber wurzelt in dem göttlichen Lebensprinzip, in der Liebe — denn Gott ist die Liebe —, die auch der genialste Denker unseres Jahrhunderts auf dem Gebiete der Physik als die Erhalterin der Welt bezeichnet hat.

So wollen wir Älteren bei uns bedenken, was wir thun können und sollen bei uns und an uns, um Familiensinn, Pietät und Autoritätsgefühl, Heimatsliebe und vaterländische Gesinnung zu pflegen; das Bewusstsein gemeinschaftlicher Interessen bei Herrschaft und Gesinde, bei Unternehmer und Arbeiter zu wecken; das Klassen- und Standesmisstrauen zu überwinden, die soziale Kluft durch Hebung der unteren Stände zu überbrücken im Verkehr und in der Pflege edler Geselligkeit; die Unsittlichkeit und Gemeinheit der Gesinnung in jedem Gewande durch Wort und That zu bekämpfen; der Lieblosigkeit, Selbstsucht, dem Geiste der Verneinung und des materiellen Wesens entgegenzutreten; die Treue gegen das evangelische Bekenntnis nicht allein im Wort, sondern vor allem durch Wandel und Werke christlicher Liebe zu beweisen und damit die sittlich-religiöse Erneuerung unseres Volkes zu fördern.

Dann kann, dann wird — das hoffen wir — eintreten, was des Dichters Auge gesehen,

Dass alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt,
Dass Himmelskräfte auf und nieder steigen. —

Doch unsere Feier gilt zunächst unserer Jugend, Euch, liebe Schüler. Die Jüngeren von Euch stehen naturgemäss dem Verständnis dessen, was unsere Zeit bewegt, fern; die Älteren ahnen wohl seine Bedeutung. An Euch alle aber stellt die Zeit ihre Forderungen, und ein vaterländischer Festtag erhält seine Weihe nicht nur durch die Freude, zu der er uns berechtigt, sondern auch durch die Entschliessungen, zu denen er uns verpflichtet.

Ist das Grundübel unserer Zeit der rücksichtslos zugespitzte Individualismus, die Selbstsucht jeder Art, so seid auch Ihr nicht frei davon. Soll das Vaterland auf Euch hoffen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dürfen, so müsst ihr bei Zeiten den Feind in Euch erkennen und bekämpfen.

Geistige Selbstsucht ist Selbstüberhebung, Überschätzung des Verstandes gegenüber der Kraft des Gemüts, Überschätzung des Wissens gegenüber dem Glauben.

Nicht der Verstand, sondern das Gemüt, die Begeisterung, die höchste Spannung und einheitliche Richtung der Seele auf die Verwirklichung einer Idee ist es, die Siege erkämpft. Eine Jugend, die sich nicht mehr rein begeistern kann für das Schöne, das Gute, das Heilige, das Ewige, ist nichts mehr wert. Und sie verliert die Begeisterungsfähigkeit, wenn sie sich unter die Herrschaft des zergliedernden, zersetzenden Verstandes stellt.

Selbstüberhebung hat die Menschen zuerst in Sünde gestürzt; sie stürzt sie auch heute noch in den Gegensatz zwischen Wissen und Glauben, in den Kampf um den Glauben, in den Zweifel. Muss alles bezweifelt werden, so kann nur eine voraussetzungslose Wissenschaft als unbezweifelbar erscheinen; da es diese aber in Wahrheit nicht giebt, so muss auch die Wissenschaft dem Zweifel sich unterwerfen, der dann auch sie zerfrisst, Familie, Gesellschaft und Staat zerstört, oder die Wissenschaft muss in der göttlichen Liebe den Nährboden des Glaubens und Wissens anerkennen. Jede Wissenschaft drängt in ihren letzten Ergebnissen über die Erfahrung hinaus; denn sie lässt die letzten Gründe unaufgeklärt, aber sie zeigt auch, dass es solche Gründe geben muss. Jenseits der Grenzen, die dem Wissen gesteckt sind, liegt noch ein weites Gebiet für die Wissbegierde, das wir nicht zu betreten brauchen, in das wir aber, wenn wir es betreten wollen, nicht ohne zu glauben eintreten können. Wissen und Glauben zusammen umfassen erst das ganze Gebiet der Wahrheit, und das Streben nach wahrer Erkenntnis findet erst in der Vereinigung beider volle Befriedigung.

Lasst die Stimme des Gemüts in Euch zu Worte kommen und ihr Recht behalten, erhaltet Euch die frische Begeisterungsfähigkeit für das Grosse und Ewige, den Glauben an eine alles Wissen überwölbende göttliche Welt gegenüber der Ideallosigkeit oder Zweifelsucht, der platten, einseitigen, selbstgenügsamen Verstandesfreudigkeit!

Die Abnahme idealer führt zur Zunahme materieller Gesinnung, diese zur Selbstsucht im Geniessen, zur Genusssucht. Wo höhere Interessen abgestorben sind, wo die geistige und körperliche Spannkraft erschlafft ist durch Wohlleben, durch anspruchsvolles Pochen auf überkommene Rechte und Vorzüge, durch Erfüllung der Phantasie mit den unedlen Bildern einer leichten und seichten Tageslitteratur, durch die Pflege einer nur auf materiellen Genuss abzielenden Geselligkeit, der Mass und Geist fehlt, die nicht veredelt und hebt, sondern verdirbt und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

herabzieht, da schwindet auch das Verständnis für die sittliche Bedeutung der Arbeit und die Lust an kraftbildender, weil kraftfordernder Thätigkeit. Wieviele der Arbeitslosen draussen sind verkommen, nicht, weil sie nicht arbeiten konnten, sondern weil sie es nicht wollten.

Harmlose Genussfreudigkeit ist ein gutes Recht der Jugend; aber was sie meiden muss, überhaupt und zumal in unserer Zeit, wo diese Form der Selbstsucht weite Kreise ergriffen hat, das ist die Genusssucht, die den Wert der Dinge nur nach der Annehmlichkeit bemisst, die sie hervorrufen.

Und noch eins. Die Selbstsucht will häufig ihr Daseinsrecht begründen, indem sie sich als Trieb nach Selbständigkeit, nach Freiheit ausgiebt. Kaum ist mit einem Worte soviel Unfug getrieben worden wie mit diesem. Der lockenden Lehre, dass alle Menschen gleich, daher auch frei d. h. völlig ungebunden seien, kommt der selbstsüchtige Trieb des menschlichen Herzens willig entgegen. Aber solche Freiheit führt zur Unfreiheit, zur eigenen wie zur fremden, zur sittlichen und thatsächlichen Anarchie.

Wer in der Welt ist frei von allen Banden?
Wir sind gebunden alle, die wir sind.
Im Hause binden uns der Liebe Pflichten,
In der Gesellschaft bindet uns die Sitte,
Im Staate bindet uns das Staatsgesetz,
Und die Notwendigkeit in der Natur.
Ja, selbst die ew'gen Geister sind gebunden,
Denn ein Gesetz muss sein, nach dem sie sind.

Die wahre Freiheit besteht nicht in der Gesetzlosigkeit, sondern in der Unterordnung unter das Gesetz, in der freiwilligen, weil als notwendig erkannten. „Folgsam," sagt Iphigenie, „fühlt' ich immer meine Seele am schönsten frei."

Und dieser Gehorsam erwächst auf dem Grunde ernster, selbstverleugnender Pflichterfüllung, und wenn die Pflicht zunächst auch nötigt, so zieht doch bald die Neigung. Und so dürfen wir mit Göthe sagen: „Ist Gehorsam im Gemüte, wird nicht fern die Liebe sein." Die Liebe aber ist des Gesetzes höchste Erfüllung, die Liebe macht frei.

Möge der Geist treuer Pflichterfüllung, freiwilliger Unterordnung unter die gottgewollte Autorität der Eltern und Lehrer, der Geist der sittlichen Selbstzucht, der allein gemeinschafterhaltend, sozial ist, unter Euch stark und stärker werden und bleiben, auch in der Überzeugung, dass, wenn das Gebot der Eltern und Lehrer Eure Freiheit zu beschränken scheint, es die wahre Freiheit Euch zu eigen machen will, die Freiheit von Euch selbst, von Eurer Eigenliebe und Selbstsucht durch Erziehung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zur Selbsverleugnung, zur Selbstbeherrschung! Wer nicht gelernt hat zu gehorchen, kann auch nicht befehlen. Wer selbst dereinst Herr sein will, muss andere über sich als Herren gefühlt haben.

Möge der heutige Tag auch in dieser Bedeutung ein erhebender werden, dass er in Euch den Entschluss zeitigt, so Eure soziale Aufgabe zu fassen und dies durch Euer Thun und Lassen täglich, stündlich, auch im Alltäglichsten zu bekunden! Dann werdet Ihr, was Eure Eltern und Lehrer von Euch wünschen und hoffen, dereinst mit offenem Blick für die Forderungen der Zeit, mit kräftigem Willen, ihnen gerecht zu werden, und mit guter Vorübung dazu eintreten ins Leben, in den Dienst des Königs und des Vaterlandes

Beide zählen auf Euch, vielleicht in ernster Stunde, wie sie auch auf uns Ältere zählen dürfen. Möge Gottes Hand unser Volk gnädig führen! Lasst uns alle am heutigen Tage Treue um Treue geloben, fest zusammenzustehen zu des Vaterlandes Wohlfahrt und Herrlichkeit um Ihn, den Gottes Wille zum Hort des Reiches bestellt hat!

II. Zum Geburtstage Sr. Durchlaucht des Fürsten.

Liebe Schüler!

Der heutige Festtag (30. Oktober 1891) legt uns doppelte Wünsche auf die Lippen: für den Durchlauchtigen Fürsten, der heute in ein neues Lebensjahr tritt, für Sein und Seines Hohen Hauses Wohlergehen, zumal in diesem Jahre, das ein frisches, edles Reis dem ehrwürdigen Stamme eingefügt hat,*) und für unsere Schule,**) die unter Seiner Fürsorge mit Gottes Hilfe wieder ein Stück Leben zurückgelegt hat.

Aber diese beiden Wünsche münden im Grunde doch in dem einen zusammen: Gott segne, Gott schütze und erhalte unsern Fürsten und lasse ihn noch lange Jahre in Glück und Segen wirken und walten, auch als huldvollen Schutzherrn unserer Anstalt!

*) Vermählung Sr. Durchlaucht des Erbprinzen mit Ihrer Erlaucht der Gräfin Marie zu Castell-Rüdenhausen.

**) Das „Schulfest“ zur Erinnerung an die Gründung der Anstalt wird ebenfalls am 30. Oktober gefeiert.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Geburtstagsgabe,*) die wir darzubringen vermögen, ist diesem Wunsche bereits vorausgegangen. Sie ist dem Schatze der Künste entnommen, die vor allen in dem Fürstlichen Hause Heim- und Pflegstätte gefunden haben, dem der Musik und Dichtkunst.

Zwei Meister haben aus der Fülle ihres Geisteslebens beigesteuert, diesen Tag mit dem Glanze der Kunst zu verklären, Mozart und Körner, der eine vor 100 Jahren gestorben, der andere vor 100 Jahren geboren, beide so verschieden und doch auch so ähnlich, dass es erlaubt ist, ihrer in einem Rahmen zu gedenken. Hat doch Mozart, als er Dresden berührte, in dem kunstsinnigen Körner'schen Hause seinen damals zuerst aufgeführten „Don Juan" selbst vorgetragen.

Beide einander so ähnlich, zunächst nach ihrer Heimat; der eine in Salzburg, der andere in Dresden geboren, in Städten, über welche die Natur in reicher Fülle ihre Gaben ausgestreut hat, deren Schönheit das empfängliche Gemüt zu freudiger Erhebung, das künstlerisch angelegte zur Schaffenslust stimmen.

Beide stammten — wie Göthe und viele grosse Männer — aus einem glücklichen Familienkreise, in dessen geistiger und sittlicher Lebensluft ein jugendliches Gemüt gesunde und reiche Nahrung finden konnte. Wie viel verdankt Göthe, wie viel Mozart und Körner den Eltern! Wie der Mütter Herz veredelnd, so wirkte der Väter Geist bildend auf die Söhne. Beide, Mozarts Vater Vizekapellmeister, Körners Vater, der Freund Schillers, Appellationsrat, waren in ihrem Fache und darüber hinaus gebildete, für alles Grosse und Gute begeisterte Männer. Sie wurden ihren Söhnen Lehrer, Berater, Vertraute, Freunde; diese thaten später keinen Schritt, ohne der Zustimmung ihrer Väter sicher zu sein.

Beiden stand eine begabte ältere Schwester zur Seite, eine treue Genossin ihrer künstlerischen Bestrebungen und teilnehmende Freundin bei ihren Erlebnissen.

Beide hatten das Glück des Umgangs hervorragender Meister auf den Gebieten, auf denen zu arbeiten ihnen selbst beschieden war. Mozart stand in enger, freundschaftlicher Verbindung mit Gluck und Haydn, seinen grossen Vorgängern; in Körners Elternhause dichtete Schiller sein Lied „an die Freude" und seinen „Don Carlos"; mit ihm unterhielten Göthe, H. von Kleist, Novalis, Schlegel, Wilhelm von Humboldt nahe Beziehungen.

So hat Mozart vielfache Anregungen von Gluck und Haydn erhalten, und Schiller wurde der Leitstern für Körners dichterisches Streben.

*) Es wurden Proben aus den Werken Mozarts und Körners vorgeführt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Beide fanden in Wien die Hauptstätte ihres Wirkens und das reinste Erdenglück an der Seite eines geliebten Weibes. Mozarts treue Gattin ward dort Constanze Weber, Körners Braut Antonie Adamberger, jene eine begabte Sängerin, diese eine ebenso schöne wie geachtete Schauspielerin, jene von Mozart in der „Entführung aus dem Serail“ unter dem Bilde Constanzes, diese von Körner in seinem Drama „Toni“, verherrlicht.

Beide erhielten in Wien ihr Amt. Mozart, von Kaiser Joseph mit einem lebenslänglichen Gehalt bedacht, wurde kurz vor seinem Tode zum Kapellmeister am Stephansdom erwählt, Körner ward Hoftheaterdichter am Hofburgtheater.

Auch die Sonne der Gunst gekrönter Häupter hat ihnen gelächelt: Mozart fand am Kurfürsten von Baiern, am Kaiser Joseph, an Friedrich Wilhelm II., Körner am Erzherzog Karl einen Gönner.

Beide haben grosse und zahlreiche Werke in überraschend kurzer Zeit geschaffen: Mozart seine „Zauberflöte“, seinen „Titus“, sein „Requiem“ in 5 Monaten, Körner 5 Lustspiele und 6 Trauerspiele in 5 Vierteljahren.

Beide waren Universalisten, Körner in bescheidenem, Mozart im höchsten Sinne: sie haben sich auf allen Gebieten ihrer Kunst versucht.

Beide entrückte ein früher Tod einem vielgestaltigen und vielverheissenden Schaffen. Mozart starb 35, Körner 22 Jahre alt, der eine, nachdem er wenige Stunden vor seinem Ende sein „Schwertlied“ gedichtet, der andere, indem er noch auf seinem Sterbebette an seinem Schwanengesange, seinem „Requiem“, arbeitete.

Auch innerlich haben beide manches gemeinsam: weiches Gemüt und dabei doch festen Willen; treue Anhänglichkeit an alle, die ihnen lieb geworden; leichtbewegliche, immer geschäftige Phantasie, sorglose Leichtlebigkeit bei ernster Grundstimmung; vornehme, allem Gemeinen abholde Gesinnung, echt nationaldeutschen Sinn, den des einen gemütvolle Werke atmen und sein Wort „er wolle der deutschen Nation Ehre machen“ ausdrückt, den des anderen Werke predigen und den er mit dem Tode fürs Vaterland besiegelt hat; thatenlustige Begeisterung für ihre Kunst, reiche Begabung ebenso für die Tragik wie für die Komik des Lebens. Und wie Mozart, der Komponist, den Dichter zu meistern verstand, so liebte und übte Körner, der Dichter, die Musik, und wie dieser so ganz in die Form Schiller'scher Poesie einzugehen wusste, so hatte jener die wunderbare Gabe, sich spielend die Formen entlegener Zeiten und Werke anzueignen.

Aber bei so vielen überraschenden Ähnlichkeiten doch auch erhebliche Verschiedenheiten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Körner war kein frühreifes Kind wie Mozart, der als fünfjähriger Knabe mit Vater und Schwester auf seinen Kunstreisen das Erstaunen der musikalischen Welt erweckte, der mit 12 Jahren seine erste Messe, mit 14 seine erste Oper komponierte und in demselben Jahre zu Salzburg erzbischöflicher Kapellmeister wurde.

Körner wurde nicht gleich von Anfang an in seinen Lebensberuf hineingewiesen; er studierte nach einander Jura, Bergfach, Naturwissenschaft, ehe er sich der Dichtkunst ganz ergab; Mozart steuerte sogleich mit zwingender Notwendigkeit in die Bahnen, die sein Genius ihm vorzeichnete.

Körners Lebensgang ist von Sorgen um Sein und Bleiben nicht gehemmt und abgelenkt worden; Mozart hat fast stets mit der Enge und Erbärmlichkeit seiner an Entbehrungen und Demütigungen reichen Stellung zu kämpfen gehabt. Körners Erstlingswerken fiel die rauschende Gunst der Wiener von selbst zu, Mozarts Meisterwerken, seinem „Idomeneo“ und „Don Juan“, standen sie kühl und ablehnend gegenüber.

Körner fiel auf dem Felde der Ehre, Mozart raffte eine tückische Krankheit dahin; des Helden Grab bei Wöbbelin ist gekannt und geschmückt; des grossen Tondichters letzte Ruhestätte musste man suchen und wusste mit Bestimmtheit niemand zu bezeichnen.

Aber der schwerwiegendste Unterschied zeigt sich doch in ihrer künstlerischen Bedeutung. Hier überragt der Komponist Mozart weit den Dichter Körner.

Die beherrschende Eigenart von Mozarts Künstlerpersönlichkeit ist seine Universalität. Er ist unter den grossen Universalisten Bach und Händel, Gluck, Haydn und Beethoven der universellste.

Er ist ebenso gross in der Oper, in der Sinfonie und im oratorischen Stile, in der Kirchen- und Kammermusik und im Liede, in der Vokal- und Instrumentalmusik.

Er ist universell auch in der Doppelanlage für das Tragische und Komische, welche beiden Elemente des Dramatischen sich in einer sonst nur Shakespeare eigenen Weise bei ihm sogar in einem Werke durchdringen. So steht neben Don Juan Leporello, neben Donna Anna Zerline, neben Tamino Papageno, neben Sarastro der Mohr, und nicht bloss äusserlich neben einander, sondern einer den andern ergänzend.

Er ist universell auch in der Beherrschung aller Gattungen und Stile seiner Kunst, die er teils begründet, teils erweitert und vollendet hat.

Er hat an Stelle der allbeherrschenden italienischen Oper die deutsche geschaffen. Dabei zeigt sich seine hervorragende

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Begabung vor allem darin, dass er den Konflikt der Empfindungen verschiedener und nach ihrem Charakter entgegengesetzter dramatischer Personen in einem Musikstück gleichzeitig aussprechen lässt. Dadurch ist er der Vollender des Ensemblestücks geworden.

Geschaffen aber hat er den Typus der Spieloper in seiner „Hochzeit des Figaro“, der romantischen Oper in seinem „Don Juan“, der Märchenoper in seiner „Zauberflöte“, der leichteren humoristisch gehaltenen romantischen Oper in seiner „Entführung aus dem Serail“, von denen jede ein unerreichtes Muster dieses Stils ist.

Ebenso vielseitig und gross ist er in der Instrumentalmusik, in seinen Sinfonieen, Streichquartetten, Klaviertrios und -quattours, Sonaten, Fantasieen, Variationen. Ich nenne nur die 6 berühmten, Haydn gewidmeten Streichquartette, das Quattuor in G-moll, die 9 grossen Sinfonieen, unter denen die majestätische Juppitersinfonie in C-dur und die leidenschaftliche G-moll Sinfonie obenanstehen.

Überall zeigt sich hier Mannigfaltigkeit der Erfindung, Wärme, tiefe Macht und Leidenschaft des Ausdruckes, Grazie und Meisterschaft bei der Behandlung der Kunstform, eindringende Kenntnis der Technik und Wirkungsfähigkeit der Instrumente, durch die er wunderbar neue, geniale Klangfarbemischungen erzielt, die ihn zu einem der grössten Koloristen aller Zeiten machen.

Neue Kunstgebilde sind seine Streichquintette, Serenaden, Streichtrios und -duos, Orgelsonaten und Konzerte mit Orchesterbegleitung; besonders in den letzteren ist es ihm gelungen, den spröden Klavierton zu einer innerlichen Vereinigung mit der von ihm so verschiedenen und soviel reicheren Tonfarbe des Orchesters zu bringen und ein lebendiges, schwungvolles Ineinandergreifen aller musikalischen Faktoren zu bewirken, worin selbst Beethoven nicht über ihn hinausgekommen ist.

Endlich hat er das durchkomponierte Kunstlied begründet; Göthes „Veilchen“ ist dafür das lieblichste Beispiel.

Als Kirchenkomponist ist er, abgesehen von seinen Messen, durch sein „Requiem“ der Vater der modernen katholischen Kirchenmusik geworden, und sein „Ave verum corpus“ mit seiner wie von himmlischer Verklärung überhauchten Schönheit zeigt ihn als Meister auch des a-capella-Gesanges.

So ist Mozart in der Weite und Tiefe seiner künstlerischen Eigenart nur mit Raffael, mit dem er das Schicksal zeitigen Todes und ewiger Jugend teilt, oder mit Shakespeare und Göthe zu vergleichen.

Körners Bedeutung als Künstler reicht an diesen Heros nicht heran. Er war ohne Zweifel ein schönes, ja ein grosses

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Talent, aber zur selbständigen Entfaltung fehlte ihm Reife des Alters und Reichtum der Erfahrung.

Seine Dramen zeichnet hoher Schwung des Empfindens, Reinheit sittlicher Gesinnung, prächtiger Wohllaut der Sprache, packende Bühnenwirkung aus; aber sie lassen Selbständigkeit und Tiefe der Charakteristik vermissen. Und doch giebt es kein zweites Drama dieser Zeit, welches so treu und eindringlich wie sein Zriny die Stimmungen und Wünsche wiedergiebt, welche 1812 die Besten des deutschen Volkes beseelten und aufrecht erhielten, und das so glänzend den heiligen Kampf für Freiheit, Ehre, Vaterland verherrlicht. Ein Strahl von Schillers hohem Geiste, in dessen Lichte er wandelte, durchleuchtete seine Seele und verlieh ihr die Kraft hinreissenden Gesanges.

Zu voller Entfaltung kam diese, als Körner 1813 als Freiwilliger in das Korps der Lützow'schen Jäger eingetreten war, in dem wilden Kriegs- und Lagerleben. Hier entstanden, vom Augenblick geboren, frisch aus dem Herzen quellend und zu Herzen gehend, seine Lieder, später unter dem Titel: „Leier und Schwert“ herausgegeben, die nicht nur noch jetzt die Erinnerung an eine grosse Zeit wachrufen, sondern auch Gefühle aussprechen, die uns immer mit als die heiligsten und höchsten gelten werden, flammende Aufrufe an sein geknechtetes Volk, innige Gebete zu dem Lenker der Schlachten, wilde, lustige Reiterlieder.

In diesen Bekenntnissen einer idealen warmen und wahren Jünglingsseele weht stolze, reine, freudige Begeisterung, der die grosse Zeit einen grossen Inhalt giebt, atmet zuversichtlicher, fast heiterer Glaube an die gute Sache, die volle Frische des Jünglings, der in den grossen Aufgaben der Gegenwart lebt, dem der Kampf heilige Pflicht, Gottesdienst ist.

Und wie sein Leben Gesang, so war sein Gesang Leben. Was er sein Urbild im Zriny, Juranitsch, sagen lässt:

Dass ich dem Tod mich weihte, gilt nicht viel,
Mein Leben schlug ich oft schon in die Schanze;
Doch dass ich's that mit diesem Recht an Glück,
An Seligheit und höchste Erdenwonne,
Das war des Kampfs, das war des Preises wert.
Mein Vaterland, sei stolz auf dieses Opfer!

Das gilt im vollsten Masse von ihm selbst, der, als 1813 Preussen sich gegen Napoleon erhob, an seinen Vater schrieb: „Ich muss hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken. Kein Opfer ist zu gross für das höchste menschliche Gut, für des Volkes Freiheit.“

Und so ist er hinausgezogen in den Kampf, obwohl er als Sachse hätte still zu Haus bleiben können, hat seine glänzende Stellung, eine geliebte Braut, Dichterruhm und Liebesglück

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

freudig auf dem Altar des Vaterlandes geopfert, hat Ernst damit gemacht, die Freiheitsidee des grossen Dichters in Wirklichkeit umzusetzen. Und so ward Rhythmus und Inhalt seines Lebens Rhythmus und Inhalt seiner Lieder, so ward Ideal und Leben eins, so ist ihm der grosse Wurf gelungen, die Gesinnung, die seine Lieder preisen und beweisen, durch einen schönen Tod auf blutigem Ehrenfeld zu besiegeln, so ist er, ein Sänger und ein Held zugleich, den Ruhm des Tyrtäus noch überstrahlend, die Verkörperung des nationalen Gedankens, jenes deutschen Weihefrühlings geworden. Wie er mit feurigem Lied und scharfem Schwert in jener grossen Zeit die deutsche Jugend begeistert und zum höchsten Dasein geweckt hat, so möge er fort und fort, der Klassiker der deutschen Jugend schlechthin, als das erhebende Urbild eines echten deutschen Jünglings gelten, der für sein Ideal in den Tod zu gehen bereit ist und in dessen Herzen allezeit Schillers goldene Worte stehen: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.“ — Möge unsre Jugend, gefesselt von dem Zauber dieser edlen, lichten, idealgestimmten Persönlichkeit, es lernen, an Ideale zu glauben, sich Ideale zu wählen, die lebens- und sterbenswert sind, und sie ausleben! Dann brauchen wir trotz aller Zerbröckelung und Zersetzung unserer Tage doch nicht an der Zukunft unseres Volkes zu verzweifeln. Unser Vaterland braucht auch jetzt und gerade jetzt Männer, die nicht bloss vom Brote der Alltäglichkeit leben, sondern ihre Lebenskraft ziehen aus dem Boden einer höher gerichteten Weltanschauung, die gegenüber dem vaterlandslosen Materialismus die Fahne des Ideals in fleckenloser Reinheit hoch- und festhalten.

In solcher Geistesrichtung kämpfte Körner für die äussere Befreiung seines Vaterlandes, in solcher mögt auch Ihr, liebe Schüler, dereinst für seine äussere und innere Befreiung kämpfen!

Diesen idealen Sinn in Euch zu wecken und zu bilden, durch Unterricht und Zucht, ist eine wesentliche Aufgabe der Schule. Möge auch unsere Anstalt dies hohe Ziel immer fest im Auge behalten und sich ihm mehr und mehr nähern: so wird sie neben der Erfüllung ihres eigentlichen Berufs im schönsten Sinne auch der Pflicht der Dankbarkeit genügen gegen den Durchlauchtigen Schutzherrn, der sie in unserer Stadt hält und erhält als eine Pflanz- und Pflegstätte wahrhaft idealen Sinns, dass auf ihr Männer vorgebildet werden, die dereinst geschickt und gewillt sind, die idealen Güter unseres Volkes zu schützen, zu fördern, bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

III. Zum Sedantage.

1.

Liebe Schüler!

Der heutige Festtag gilt der grossen Zeit, wo unter dem Blitzen der Waffen und dem Donner der Kanonen mit Blut und Eisen der Grund gelegt ward, auf dem der Bau des Reiches erstand, in dessen Schutz und Schatten wir wohnen.

Wir sollen und wollen an diesem Tage der patriotischen Festfreude lauten und begeisterten Ausdruck geben. Aber soll als dauernder Gewinn ein bestimmter Eindruck bleiben, so muss die Freude durch Vertiefung in geschichtliche Einzelnheiten dieser grossen Werdezeit mit einem wirkungskräftigen Inhalt erfüllt werden.

Das Festspiel*) hat um den sagenumwobenen Berg der goldenen Aue grosse Erinnerungen deutscher Geschichte gruppiert. Ich greife eine heraus, um an ihr Deutschlands Erniedrigung und Erhöhung zu zeigen.

Strassburg, die wunderschöne Stadt, — ein Edelstein, einst köstlich in Deutschlands Krone funkelnd, dann durch französische Arglist schnöde herausgebrochen, durch deutsche Kraft in Einigkeit vor zwanzig Jahren wiedergewonnen.

Seine Fassung das Elsass, vom dunklen Wasgenwald und gelben Rhein begrenzt, prangend in Saatfeldern und Rebenhügeln, von einem kräftigen und rührigen deutschen Stamme bebaut und bewohnt.

Deutsch nach seiner Sage. Noch ragt die phantastische Wunderwelt der alten Göttersage in Nixen und Zauberern, Riesen und Zwergen in die Gegenwart. Auf Hoch-Geroldseck sind die Helden der Vorzeit, Ariovist, Armin, Widukind und der hörnerne Siegfried gebannt, um einst, wenn das Land in höchster Not ist, mit ihren schlummernden Scharen aus den Felsenklüften zu erstehen. In den Schluchten des Wasgenwaldes kämpfte Walther von Aquitanien gegen Gunther und Hagen und ihre Recken.

Deutsch nach seiner Geschichte. Hier erlag Ariovist römischer Kriegskunst, hier bahnte sich Attila seine blutige Strasse nach Gallien, hier ritt aufs Weidwerk hinaus Karl der Grosse, hier fiel Ludwig der Fromme durch den Verrat der

*) G. Thouret: „Am Kyffhäuser“.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eignen Söhne, hier gründeten die Hohenstaufen als Herzöge in Schwaben und Elsass sich Pfalzen und Burgen, hier fand das Lied der Wittenbergischen Nachtigall kräftigen Wiederhall, hier wüteten des Krieges Schrecken, als Frankreich, Deutschlands Schwäche ausnutzend, die Hand nach dieser Grenzmark deutschen Wesens ausstreckte.

Denn deutsch sind auch seine Sitten, deutsch die Sprache des Volkes und der Dichtkunst.

Und in diesem Lande als köstlicher Edelstein die Burg an der Strasse, schon im 13. Jahrhundert reichsfrei, blühend durch Handel und Gewerbe, hervorleuchtend auch in geistiger Schöne. Hier dichtete Meister Gottfried sein Lied der Liebe, Tristan und Isolde; geisselten mit Ernst und Strenge die Gebrechen ihrer Zeit Sebastian Brant und Philander von Sittewald; hier lebte und lehrte Meister Eckhart, der Vater der deutschen Mystik, und sein grosser Schüler Johann Tauler, der die Nachfolge des armen Lebens Christi schrieb und predigte; hier machte Gutenberg seine ersten Versuche in der Buchdruckerkunst; hier führte Erwins von Steinbach grosser Geist das Münster auf, jenes Wunderwerk der Baukunst, zu dem Goethe und vor und nach ihm alle Geschlechter mit Begeisterung emporblickten, und das noch heute als Wahrzeichen der wunderschönen Stadt weit hinauswinkt in deutsche Lande.

Aber dieses Hauptbollwerk des Reichs, wie es Kaiser Max genannt, fiel mitten im Frieden in Frankreichs Hände, französische Arglist brach das Kleinod deutscher Art aus Deutschlands Krone.

Der Westfälische Friede hatte einen grossen Teil des Elsass an Frankreich gebracht, dank der unsäglichen Ohnmacht, in welche das Reich durch den dreissigjährigen Krieg gekommen war.

Die berüchtigten Reunionskammern verschafften der Ländergier und Rücksichtslosigkeit Ludwigs XIV. auch den Rest des Elsass.

Noch blieb das mächtige Strassburg in deutscher Hand und damit die Hoffnung, dass einst das Entrissene wiederzugewinnen sei. Sie zu vernichten, musste Strassburg französisch werden. Ludwig forderte die Stadt auf, sich freiwillig unter Frankreichs Schutz zu stellen. Aber die Bürger wollten deutsch bleiben. Sie kannten Ludwigs Gewaltthätigkeit und baten Kaiser Leopold um Hilfe. Umsonst: nicht seine eigne Hauptstadt vermochte dieser damals gegen die Türken zu schützen. Er bat Ludwig um Schonung der Stadt. Als Antwort rückten 30000 Mann im Elsass ein.

Die Stadt war ohne genügende Besatzung, die Festungswerke verfallen, Hilfe vom Reich nicht zu erwarten, Verrat in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den eignen Mauern — so sahen die Strassburger ihr Los voraus, ohne ihm entgehen zu können.

Am 28. September 1681 besetzten französische Truppen die äusseren Festungswerke, mitten im Frieden. In der Stadt herrschte Verwirrung und Aufregung. Man betete für die Rettung der Stadt. Umsonst. Der französische Feldherr drohte mit Sturm, falls die Unterwerfung nicht erfolgte. So ergab sich die hilflose Stadt. Elsass blieb nun für das Reich verloren.

Vor zwanzig Jahren erst ist die Schuld früherer Jahrhunderte gesühnt, ist dieser Edelstein durch deutsche Kraft in Einigkeit wiedergewonnen.

Die Folge der blutigen Siege unserer Heere bei Weissenburg, Wörth und Spicheren war die Räumung des Elsass durch die Franzosen. Strassburg im Rücken der Verbündeten wurde durch Badenser und Preussen unter General von Werder eingeschlossen. Die Stadt war stark durch Wälle und Gräben befestigt, reich mit Geschützen besetzt, von einem tapferen und entschlossenen General befehligt. Er weigerte die Übergabe. „Strassburg wird sich verteidigen, so lange noch ein Soldat, ein Brot und eine Patrone übrig ist.“ Eine furchtbare Beschiessung der Stadt folgte. Brand und Verwüstung, Schrecken und Entsetzen war ihre Wirkung. Und doch ergab sich die Stadt nicht. Alles arbeitete mit an der Verteidigung, an der Linderung der Not. Dieser entschlossene Widerstand konnte nur durch förmliche Belagerung gebrochen werden. Näher und näher rückten die Laufgräben an die Stadt, wuchtiger und wuchtiger schlugen Riesengeschosse gegen die wankenden Mauern, schon fielen die äusseren Werke den stürmenden Deutschen in die Hände — da wehte die weisse Fahne vom Turme des Münsters herab, die Stadt war zur Übergabe bereit. Am 28. September rückten die deutschen Truppen in die Stadt. Unendlicher Jubel herrschte in Deutschland. Eine Ehrenschuld war abgetragen; was das zersplitterte Deutschland sich hatte in Ohnmacht entwinden lassen, das geeinte Deutschland hatte es in Kraft wiedererrungen, hat es in zwanzigjährigem Frieden auch innerlich mehr und mehr wiedergewonnen, wird es auch, eingedenk seiner Ehrenpflicht, eingedenk des teuren Blutes, mit dem es wiedererworben wurde, schützen und halten, falls der ruhelose Nachbar im Westen wieder die Hand danach ausstrecken wollte.

Dafür bürgt uns der ernste Wille, die frische Thatkraft unsres Kaisers und Königs. Wie er erst jüngst auf friedlichem Wege das rote Frieseneiland, das einst auch dem Reiche verloren gegangen, zurückgewonnen, diesen meerumbrandeten Vorposten deutschen Landes, so wird er als Schirmherr des Reiches keinen Fussbreit deutscher Erde preisgeben. Mit unbedingtem Vertrauen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

blicken wir zu ihm empor, dem Hüter jenes Erbes aus grosser Zeit. Möge Gott ihn segnen und behüten, ihn ausrüsten mit Kraft und Einsicht, dass es ihm beschieden sei, ein Mehrer des Reiches zu sein auch an geistigen und sittlichen Gütern, ein Schirmherr nicht nur des Friedens nach aussen, sondern auch nach innen!

2.

Liebe Schüler!

Einen Sieg zu feiern, sind wir heute versammelt, den einzigen unter den vielen des Krieges von 1870/71. Warum gerade ihn?

Wir antworten mit dem Ausruf des königlichen Siegers, in dem er nach der Schlacht bei Sedan der tiefbewegten Stimmung des eignen Herzens, der tapfern Mitkämpfer, des ganzen deutschen Volkes zusammenfassenden Ausdruck gab.

„Welch eine Wendung durch Gottes Führung!“

Der Monat September hat manche bedeutsame Wendung in den Geschicken der Völker und Reiche aufzuweisen.

Wir gedenken der Freiheitskämpfe der heldenmütigen Griechen gegen Persiens Gewaltherrschaft bei Marathon und Salamis, bei Platää und Mykale; des Kampfes bei Aktium, wo der Thron der weltgebietenden Cäsaren begründet wurde; des verzweifelten Ringens in den Schluchten des Teutoburger Waldes, wo germanischer Freiheitsdrang kraftvoll das Joch römischer Herrschsucht abschüttelte; gedenken des Tages von Breitenfeld, an dem der protestantische Schwedenkönig den unbesiegten Feldherrn des römischen deutschen Kaisers in den Staub warf und Bahn sich schuf zu gewaltigen Plänen; des Tages von Zenta, an dem Prinz Eugen, der edle Ritter, den Völkerstrom der Türken an Deutschlands Mark siegreich zurückdämmte; des Brandes von Moskau, dessen lodernde Flamme wie ein göttliches Wahrzeichen den verhängnisvollen Rückzug des korsischen Eroberers und seines krieg- und siegerprobten Heeres schaurig erhellte. Wahrlich, Wendungen tiefgreifender Art!

Aber der Tag von Sedan reiht sich ihnen würdig an.

Nach den Niederlagen bei Weissenburg, Wörth und Spicheren zogen sich die Franzosen nach Westen, zunächst nach Metz zurück, ja sie dachten sich zu einer Entscheidungsschlacht vor Paris zusammenzuziehen.

Das hinderte die kühne Kriegskunst unsres Moltke. Den abrückenden, durch die Angriffe der ersten Armee aufgehaltenen Franzosen wurde durch die inzwischen von Süden her rechts

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einschwenkende zweite Armee der Weitermarsch nach Paris abgeschnitten. In den blutigen Kämpfen bei Mars-la-tour, Vionville und Gravelotte am 16. und 18. August wurde Marschall Bazaine mit 180000 Mann in die Festung Metz hineingedrängt.

Da zog Mac Mahon mit der letzten Feldarmee zu seinem Entsatz herbei. Allein auch diesem Unternehmen begegnete Moltkes überlegener Geist. Durch die ihn überflügelnden Armeen der Kronprinzen von Preussen und Sachsen wurde Mac Mahon nordwärts nach der kleinen Maasfestung Sedan abgedrängt und alsbald von einer undurchdringlichen, ehernen Mauer eingeschlossen. Sein tapfer, aber plan- und erfolglos kämpfendes Heer musste sich am 2. September ergeben. 80000 Mann mit allen Fahnen und Geschützen fielen in die Hände des Siegers, unter ihnen der Kaiser Napoleon.

Ja, eine Wendung, wie sie die kühnste Hoffnung, das stolzeste Verlangen sich nicht hatte ausdenken können! Ein unermesslicher Jubel durchbrauste ganz Deutschland, unvergesslich dem, der ihn miterlebt hat. Schon sah man den Krieg beendet, den Frieden in sicherer Nähe. Zu früh freilich; denn es kostete noch viel Wachsamkeit, grosse Anstrengung, schwere Opfer, ehe Frankreichs verzweifelter Widerstand gebrochen war: aber ein Wendepunkt in diesem denkwürdigen Kriege bleibt der Sieg von Sedan dennoch.

Napoleon, der Anstifter des Krieges, wurde abgesetzt, das Kaiserreich sank in Trümmer; die letzte kampftüchtige Armee war unschädlich gemacht, der Weg nach Paris stand dem Sieger offen; der moralische Eindruck war bei Freund und Feind ein ungeheuerer: sah man doch in Deutschland allenthalben in dem Sturze Napoleons ein göttliches Strafgericht, eine Sühne für die unzähligen Demütigungen des Vaterlandes durch die Napoleonen; erhob doch die fromme Zuversicht alle Herzen, dass Gott der gerechten Sache zum endlichen Siege verhelfen werde; versprach doch dieser herrliche Erfolg, den alle deutschen Stämme in brüderlicher Eintracht mit Blut und Eisen errungen, den langen Traum der Vaterlandsfreunde von der dauernden Vereinigung der Bruderstämme zu einem Reiche unter einem Oberhaupte der schönen Wirklichkeit entgegenzuführen. Ja, dieser Sieg war eine Wendung — zur Einigung Deutschlands.

Aber vergessen wir die Schlussworte nicht: Durch Gottes Führung.

So empfand, so sprach König Wilhelm und mit ihm Alldeutschland. Das berühmte „Veni, vidi, vici“ in dem Siegesbericht des römischen Feldherrn hat als Grundton das selbstbewuste Ich; der deutsche, der christliche Siegesheld preist vor allem Gottes Führung. „Der Herr hat Grosses an uns gethan; Ehre sei Gott in der Höhe!“ In dieser Weise wurde zum ersten Male

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Sieg gefeiert auf den blutigen Feldern um Sedan; in diesem Geiste soll er immerdar gefeiert werden.

Er hat uns bestätigt die Wahrheit des Wortes: „Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen giebt er Gnade.“ Sollte sie nicht auch heute noch gelten?

Über dem 1. September 1870 steht wie über unserem Festspiel: „Durch Sieg zur Einheit.“ Die äussere Einheit hat er uns gebracht, und mancherlei Einheit im Innern ist ihr gefolgt. Aber klafft heute nicht mehr als je der Riss zwischen den Konfessionen, den Ständen unseres Volkes? geht nicht durch unsere ganze Zeit ein tiefer Zug des Unfriedens?

Freilich, die Missklänge in unserem Volksleben sollen unsere heutige Feststimmung nicht stören; aber wir wollen sie doch auch nicht überhören, sondern lauschen, woher sie kommen.

Steigt nicht alles, was uns drückt und berückt, im letzten Grunde empor aus der Hoffart, aus der Hoffart der Höheren gegen die Niederen, der Niederen gegen die Höheren und aller gegen Gott, gegen seinen Willen, seine Gebote, denen so viele entfremdet sind? Eigenweisheit, Selbstsucht und Genusssucht täuscht so viele über die einfache Wahrheit, dass wir ohne Gottes Führung in der Irre gehen und zu nichte werden müssen. Gott widerstehet den Hoffärtigen. Weil wir uns nicht demütigen, deshalb demütigt er uns. Nur ein Sieg kann uns retten: der Sieg über uns selbst, über die Gottentfremdung in uns, indem wir an unserem Teile achten auf Gottes Gebote, den Geist demütiger und kindlicher Gottesfurcht und brüderlich dienender Nächstenliebe unter uns mächtig werden lassen, der verbinden kann, was zerrissen ist. Bekehren wir uns wieder mit vollem Ernste zu Gott, so wird er sich wieder zu uns kehren und uns den Sieg über die bösen Geister in uns, um uns verleihen. Wahrlich, das wäre auch eine Wendung durch Gottes Führung! Wer von uns ersehnte sie nicht?

Aber wer könnte sie mehr wünschen als unser König und Kaiser, dessen väterliches Herz treu für das Wohl seines Volkes schlägt? Er selbst hat es oft in Wort und Werk bezeugt, dass seine Fürsorge auch der Geringsten gedenkt, dass ihm nichts höher gilt als seinem Volke den äussern Frieden zu erhalten, den innern zu schenken.

So blicken wir denn auch heute vertrauensvoll zu dem Hohenzollernthrone empor, über dem das Licht göttlicher Gnade schon so oft aufgegangen ist, und jubeln in Treue und Hoffnung unserm geliebten Kaiser zu, den Gott zum Segen seines Volkes allezeit behüten, schützen und segnen möge!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

IV. Zur Entlassung der Abiturienten.

1.

Meine jungen Freunde!

Wie Ihre Mitschüler, so ruft Ihnen auch die Anstalt, der Sie bis heute angehört haben, einen Abschiedsgruss und mit ihm einen Abschiedswunsch zu. Wie lautet er? Freude wünschte in seinem *χαῖρε* der einer behaglich-freundlichen Lebensauffassung geneigte Grieche; Kraft in seinem „vale“ der ernste, arbeitsreichen Zielen zustrebende Römer; „Gehe hin in Frieden, mit Gott!“ klingt es aus den Büchern des alten und neuen Bundes. So möge sich auch Ihres Lebens Weise abspielen über dem Dreiklang des griechischen, des römischen, des christlich-deutschen Grusses: möge es Ihnen beschieden sein, in körperlicher und geistiger Kraft zu arbeiten, voll reiner Freude des Lebens edle Güter zu geniessen und stets den Frieden mit Sich und mit Gott im Herzen zu tragen!

Sie stehen inmitten einer schönen Gegenwart und träumen sich gern hinein in eine schönere Zukunft. Aber auch die Vergangenheit hat ihr Recht, zumal in einer Abschiedsstunde. Gegründet auf die Erfahrungen der Vergangenheit, rief der greise Peleus dem scheidenden Achill, rief Telamon dem Aias ein Wort der Mahnung zu. Und beiden hat die Folgezeit Recht gegeben. So stellt die Schule heute auch vor Ihr geistiges Auge als Merkspruch drei bedeutungsvolle Zeitwörter, aus der Zeit für die Zeit:

Ererben, erwerben, erhalten.

Sie kennen das Goethe'sche Wort:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Aus Fausts Munde kommt es, als er in seinem Studierzimmer voll Verzweiflung über die Nichtigkeit menschlichen Wissens und Könnens seine Bücher, Gläser, Büchsen, Instrumente, all den Urväter-Hausrat sieht, der nur dasteht, weil ihn sein Vater brauchte, der ihm aber nicht Schlüssel sein kann zu dem Thor ins Reich der Wahrheit.

Und noch jüngst haben wir im Demosthenes gelesen: *πολλάκις δοκεῖ τὸ φυλάξαι τἀγαθα τοῦ κτήσασθαι χαλεπώτερον εἶναι*, oft mag es schwerer sein, Güter zu erhalten als zu erwerben.

Ererben, erwerben, erhalten: drei Zeitwörter, um das eine Hauptwort Besitz gestellt und mit ihm in mannigfache Beziehung gesetzt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vieles wird ererbt: Macht, Name, Ansehen, Ruhm, Reichtum, Wissen, Charakteranlagen, materielle, körperliche, geistige Güter. Und die Erben sind einzelne, sind Gemeinschaften, wie Gemeinden, Staaten, Völker. Dieser Erbgang ist ein Gesetz der natürlichen und geistigen Welt, insbesondere eine Ordnung des Gemeinschaftslebens: es werden Güter kraft dieser Ordnung ohne eigne Arbeit angeeignet.

Sie ist berechtigt, denn ohne das Gesetz und Recht der Vererbung müsste jedes Geschlecht wieder von vorn anfangen; sie ist vorteilhaft, denn sie weckt den Trieb, das Ererbte zu bewahren, zeigt die Mittel, wie dies geschehen kann, und giebt Selbstvertrauen; sie kann aber auch gefährlich werden, indem sie durch die Leichtigkeit des Genusses zur Unthätigkeit verführt. Vor allem jedoch fehlt dem durch natürliche oder festgesetzte Folge überkommenen Stoffe der Wert persönlicher Prägung. Ererbtes Gut bleibt äusserlich, unpersönlich, sittlich gleichgültig; erst durch Arbeit wird es zu unserm persönlichen Eigentum, erst durch Arbeit wird es erworben, angeeignet.

Das Geld, sagt Horaz zu Sallustius Crispus, erhält seinen Glanz nur durch massvollen, richtigen Gebrauch. Wer die ererbten Güter in dem Geiste, wie sie erworben wurden, verwaltet, sie ihren eigenen und den Zwecken der menschlichen Gesellschaft gemäss, nutzbringend und den Anforderungen des Augenblicks entsprechend anwendet, wer Macht und Kraft sich macht- und kraftvoll entfalten lässt, wer das Bildungsgut früherer Geschlechter, das ihm überliefert wird, in ernstem Ringen sich zu eigen macht, um mit diesen Mitteln höhere geistige Ziele zu erreichen, erweiterte Aufgaben zu lösen, der hat sich erworben, was er ererbt: er hat nunmehr nicht bloss das äussere, juristische, sondern das innere, sittliche Recht des Besitzes, ja jetzt erst diesen selbst. Das ist die sittliche Umprägung und Neuprägung durch den Stempel der Arbeit.

Auch in Ihrem Leben hat es nicht am Ererben und Erwerben gefehlt. Ich rede nicht von Geld und Gut, Namen und Geburt, nicht von den Verhältnissen, in die Sie hineingeboren sind, durch die Sie ohne Ihr Zuthun in den Stand gesetzt wurden, diejenige Ausbildung des Geistes zu gewinnen, mit der Sie jetzt in die Berufsvorbereitung treten; — das alles ist auch Ererbtes, und man erwirbt es nicht, wenn man es nicht richtig nutzt —: ich rede nur von dem grossen, geistigen Erbe, das Sie angetreten haben als Zöglinge einer höheren Lehranstalt, als deutsche Knaben einst und Jünglinge jetzt, als Glieder einer kirchlichen Gemeinschaft, die die frohe Botschaft verkündet von der Menschen Versöhnung mit Gott, und deren Krone in die Ewigkeit hineinragt. Was haben Sie vor anderen voraus gehabt ohne Ihr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zuthun, — ja, wenn Sie ehrlich sein wollen, oft wohl auch ohne Ihr Verdienst!

Nun stehen Sie am Ende Ihrer Schulthätigkeit, es gilt, Abrechnung zu halten. Haben Sie das überkommene Kapital genutzt? Haben Sie, was Ihnen in Lehre und Beispiel als geistiger und sittlicher Arbeitsertrag des klassischen Altertums, des eigenen Volkes, der Kirche, der Wissenschaft im weitesten Umfange zugeeignet wurde, sich auch angeeignet? Haben Sie es hingenommen, weil Sie mussten, oder haben Sie es aufgenommen, weil Sie wollten? — Sie sind für reif erklärt worden, und wir hoffen, dass unser Spruch das Rechte traf; aber das Wissen allein macht ja die Reife nicht aus, sondern die Art, wie es gewonnen, ward. Gründet sich Ihr Erwerb auf ernste, eindringende, persönliche Arbeit — dann wohl Ihnen! Die Erfahrung sittlicher Kraft ist der dauernde Gewinn, den Sie ins Leben mitnehmen. Haben Sie aber Sich notdürftig mit dem Erbgut der Vorfahren abgefunden, wie es der Bequemlichkeit und Neigung entsprach, dann wird das mühsam gewonnene Wissen bald verzehrt werden, der flüchtige Erwerb wird schwinden, ohne als dauernden Besitz die sittliche Kraft der Arbeit zurückzulassen. Gott gebe, dass Sie, was Ihnen hier geboten wurde an ehrwürdigem, vielseitigem, Raum und Zeit und Ewigkeit umfassendem Bildungsgut, Sich auch wirklich angeeignet haben, und dass Sie in dieser Aneignung den Adel, den ernste Arbeit verleiht, erkannt und etwas von der Kraft erfahren haben, die zur That treibt und befähigt! Sie werden diese Kraft auch fernerhin brauchen, auf der Universität und der Akademie, im Heeresdienst und im sonstigen Berufsleben. —

Das Ererbte durch Arbeit zu unveräusserlichem Eigentum erwerben, dass ist das Eine; dann aber gilt's auch das Erworbene zu erhalten, und dies wiederum durch Arbeit. Wir sehen, dass oft erworbene Güter im Laufe der Zeit sich verringern, ja ganz verloren gehen, nicht bloss materielle, wie Reichtum, sondern auch ideelle, wie Wissen und Können. Und wenn's auch leichter scheint, zu erhalten als zu erwerben, so machen's die Verhältnisse oft in der That schwerer. Dieselben Kräfte sind nötig zum Erhalten, die beim Erwerben wirksam waren.

Aber wie oft erlahmt im Genuss, in der Sicherheit, in der Behaglichkeit des Besitzes die Spannkraft, unmerklich, aber sicher, und dann ist der glückliche Besitzer den feindlichen Gewalten, der Ungunst der Verhältnisse, die er einst, getragen und gestärkt von dem Trieb zum Ziele, niedergezwungen hat, nicht mehr gewachsen, wenn sie mit unverminderter Kraft hervorbrechen. „Rast' ich, so rost' ich“. Das gilt vom einzelnen, gilt auch von ganzen Völkern. Das zeigt das Athen in den Perserkriegen und im Kampfe gegen Philipp, Preussen unter Friedrich d. Gr. und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bei Jena und Auerstädt. Und auch beim einzelnen sehen wir auf körperlichem und geistigem Gebiete, wie der Körper Kraft und Gewandtheit verliert, wenn er die Anstrengung flieht; wie der Wille erlahmt, wenn er sich nicht bethätigen kann; wie der Verstand stumpf wird, wenn er scharfen Denkens sich entwöhnt; wie das Wissen schwindet, wenn es nicht durch die Kraft des Gedächtnisses in stetiger Übung und Arbeit rege und festgehalten wird; wie der Jungbrunnen der Idealität versumpft unter dem zerbröckelten Schutt materieller Gesinnung, wenn nicht immer wieder in die Tiefe gebohrt wird; wie die Segnungen der Kultur zum Fluch werden, wenn Genusssucht sie ausbeutet, statt dass vordringende Arbeit sie erweitert und vertieft.

Wer wirklich selbst erworben hat, von dem darf man annehmen, dass er auch erhalten will; denn er weiss den Wert des Erworbenen zu schätzen und schätzt ihn hoch; aber es gilt auch die Mittel zu kennen, durch die man erhält, es gilt den Entschluss, dies zu thun.

Arbeit ist das sittliche Band zwischen Ererben und Erwerben, zwischen Erwerben und Erhalten: ihre den Wert der Persönlichkeit begründende Bedeutung zu erkennen und zu beherzigen, ist eine Hauptforderung unserer Tage, zumal an die, welche eine führende Stellung im Volke einnehmen oder, wie Sie, dereinst einzunehmen berufen sind, eine Stellung auch gegenüber dem Geschrei der Menge, die in einseitiger Überschätzung der körperlichen Arbeit sich gern als die allein arbeitende hinstellt, eine Stellung dadurch, dass Sie an Ihrem Teile zeigen, wie auch Besitz nicht im Nichtsthun und Genuss sein Recht sieht, sondern seinen sittlichen Wert in der nutzenden, schaffenden, fortschreitenden Arbeit findet, wie auch der höher Gebildete nicht in mühelosem Thun sich ergeht, sondern in ernstem geistigen Streben um eigne und andrer Ausbildung ringt.

Aber was sollen Sie in dem Leben, das sich jetzt vor Ihnen aufthut, erhalten, und wie soll es geschehen? Alles das Wissen, was Sie hier Sich angeeignet? Je mehr davon, desto besser; aber mag dies und jenes Stück durch die mit der Kraft der Neuheit sich aufdrängenden Berufsstudien bei Seite und ins Dunkel geschoben werden, mögen Sie manches vergessen: den Sinn müssen Sie Sich erhalten, der mit Empfänglichkeit und Verlangen sich allem Hohen entgegenreckt, mag es in der Dichtung Werken oder in der Natur als Schönheit Sie begeistern, oder in den Schriften der Denker alter und neuer Zeit als Wahrheit Ihnen entgegenleuchten, oder in den Helden der Geschichte und Dichtung als sittliche Tüchtigkeit, als Verkörperung des Guten Sie erheben. Wer weiss, ob die Hast und Last des späteren Berufslebens Ihnen die Zeit lässt, Ihren Sophokles und Homer, Ihren Plato und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Demosthenes, Ihren Horaz und Tacitus, wieder zur Hand zu nehmen und Sich in ihre Gedanken nachdenkend zu vertiefen. Sie werden Sich nicht alles erhalten können, was Sie einst erworben; aber den Reingewinn müssen Sie Sich erhalten, das Verständnis für solche Grösse und Schönheit, solche Wahrheit und Weisheit, solchen Hochsinn und Gemeinsinn, das Verlangen nach solcher edlen Nahrung für den Geist. Dazu gehört jedoch ein ernster Wille, der das Kleine und Gemeine abstösst und das Grosse und Edle festzuhalten trachtet, der sich nicht mit schaler Oberflächlichkeit begnügt, sondern die Tiefe zu ermessen sucht. Wenn Sie es an den Werken der Alten und Neuen, an den Erscheinungen der Natur und Geschichte gelernt haben, mit eigner Arbeit zu erwerben, dann werden Sie auch Trieb und Fähigkeit in sich spüren, das Erworbene zu erhalten, die geistige und sittliche Kraft, die aus ernster Arbeit entspringt und in ernste Arbeit mündet.

Suchen Sie Sich auch die Grundsätze des Handelns zu erhalten, die Ihnen hier als Erbgut langer Erfahrung und gereifter Einsicht in Lehre und Beispiel nahe gebracht sind, die Sie Sich erwerben sollten durch Übung und Gewöhnung. Es ist Ihnen nicht allen und nicht immer leicht geworden, Sich den Ordnungen der Schule zu fügen; Sie werden es mehr und mehr verstehen und anerkennen, wie berechtigt sie waren. Glauben Sie nicht, dass es Ihnen leichter werden wird, mit den Forderungen des Lebens fertig zu werden. Mensch sein heisst Kämpfer sein, und niemand kommt zum Siege — auch über sich selbst — denn nur durch Kampf. Halten Sie im Leben fest, was Sie hier Sich erworben durch beständige Arbeit an der Erneuerung und Vervollkommnung Ihres innern Menschen, indem Sie das Böse meiden und dem Guten anhangen!

Wer aber selbst sich zu erhalten sucht, was er erworben, der wird auch auf jedem Gebiete, wo er steht und arbeitet, wahrhaft erhaltend arbeiten müssen, in Staat, in Schule, in Kirche, in Haus und Beruf, im grossen und kleinen.

Wir stehen in einer Zeit, die hastig vorwärts drängt, die das Neue liebt und überschätzt, und das Alte unterschätzt und vergisst. Und es ist wahr, wer nicht vorwärts kommt, kommt oft zurück. Und doch ist's Thorheit, das bewährte Alte aufzugeben, um unklaren Zielen zuzustreben. Wer legt das alte Kleid ab, ehe er ein neues weiss und hat?

Ihre ganze Bildung ist eine geschichtlich begründete. Sie haben die Gegenwart aus der Vergangenheit, das Werdende aus dem Gewordenen verstehen, haben begreifen gelernt, wie in stetiger Entwickelung Neues aus Altem entsteht, wie auch das scheinbar sprungweis Geschehene doch durch verborgene Glieder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einer Kette vermittelt wird, wie nur das organisch Erwachsene Gesundheit hat, Segen bringt und die Gewähr der Dauer in sich trägt. Solche Einsicht wird Sie vor allem wüsten Neuern, vor aller Hyperkritik, vor der Sucht bewahren, zu ändern, ohne zu bessern, und Sie dazu führen, auch im Leben das zu erhalten, was wir an edlem, ehrwürdigem Besitz von den Ahnen ererbt haben, und auch da, wo Zeit und Umstände zu einer Erneuerung drängen, in dieser Erneuerung doch immer zugleich eine Erhaltung zu sehen und zu suchen, eine Erhaltung des grossen Ganzen durch Aufgeben des einzelnen, eine Erhaltung des guten Alten durch rechtzeitiges Aufgeben des Veralteten.

Und so rufe ich Ihnen mit dem Abschiedsgrusse: „Ziehet hin in Frieden!“ zugleich die Mahnung zu: Denken Sie stets mit Dank an das, was Sie ererbt haben und erhalten Sie Sich in ernstem Sinn und treuer Arbeit, was Sie erworben haben, bleiben Sie vor allem treue Hüter aller der idealen Güter der Bildung und Gesittung, der Wahrheit und Schönheit, der Weisheit und Sittlichkeit, des Glaubens und der Liebe, die Ihnen die Schule in Wort und Werk, durch Belehrung und Gewöhnung hat aneignen wollen, und die die unveräusserliche Grundlage für das Bestehen und Gedeihen der menschlichen Gesellschaft wie des einzelnen sind. Das walte Gott!

2.

Meine jungen Freunde!

Bei unserm letzten Schulfeste habe ich zu Ihnen von der persönlichen und sozialen Pflicht der Arbeit gesprochen. Die Wochen vor Ihrer Prüfung waren reich an Arbeit, und das Leben, in das Sie nun hineintreten, bietet genug Anlass und Antrieb zur Arbeit. Lassen Sie uns diesem wichtigen Begriff noch einmal näher treten.

Die Arbeit ist göttliches Gebot. Gott setzte den Menschen in den Garten Eden, dass er ihn baute und bewahrte. Erst um der Sünde willen ist der Fluch auf die Arbeit gelegt, doch nur in dem Sinne, dass sie uns nun mehr Schweiss, grössere Mühe kostet, und dass sie vielfach nur Dornen und Disteln, geringeren Ertrag bringt. Sie ist damit weder an sich ein Fluch, noch entbehrt sie des innern und äussern Segens überhaupt. Wie könnte sonst der Psalmist vom menschlichen Leben sagen, es sei köstlich gewesen, wenn es Mühe und Arbeit gewesen sei?

Und von der Pflicht der Arbeit spricht der Apostel aufs bestimmteste, wenn er erklärt: „So jemand nicht will arbeiten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der soll auch nicht essen.“ Und welch reineres, leuchtenderes Vorbild rastloser, selbstloser Arbeit giebt es als Jesum Christum selbst: „Ich muss wirken die Werke des, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“

Aber wir wollen heute Art und Pflicht der Arbeit nicht nach dem ewigen Massstabe des göttlichen Wortes allein bemessen.

Was ist Arbeit? Körper und Geist haben Kräfte, deren Bestimmung es ist, sich auszuwirken, sich zu bethätigen. So ist Arbeit Bethätigung der Kräfte Leibes und der Seele.

Allein auch das freie, ungezwungene Spiel des Kindes oder die den Geist fesselnde Beschäftigung ist Bethätigung unserer Kräfte und doch noch nicht Arbeit. Dass sie es werde, dazu bedarf es einer gewissen Anstrengung, bedarf es eines sittlichen Imperativs, eines festen Ziels.

Arbeit ist nur denkbar, wenn alle in Betracht kommenden Kräfte mit Ernst aufgeboten werden, wenn nicht nur äussere Schwierigkeiten zu überwinden, sondern auch innere Hemmungen zu beseitigen sind. Wer nur, um die Zeit hinzubringen, um die Kräfte angemessen zu beschäftigen, nur nach augenblicklicher Neigung und Anregung thätig ist, arbeitet nicht; nur, wer seine Kraft nicht bloss nach Neigung, sondern oft sogar gegen Neigung, in harter Selbstverleugnung gehorsam in den Dienst der pflichtmässigen Berufsaufgaben stellt — mag dieser Beruf ein äusserlich begrenzter oder ein innerlich gegebener sein, — nur der darf sagen, dass er arbeite. Und während Spiel und Beschäftigung ihren Zweck in sich haben und als solche befriedigen, verlangt die Arbeit nach einem Ergebnis von bleibendem Werte, das um seiner selbst willen erstrebt wird. Das Ziel kann ein ausser uns befindliches Werk, etwas Selbständiges sein, es kann auch darin bestehen, dass wir durch Ausbildung der Kraft eine Vervollkommnung unsrer selbst — gewiss die wertvollste Arbeit! — suchen. So ist Arbeit eine anstrengende, pflichtgemässe, ergebnisschaffende Thätigkeit.

Dass sie, indem sie Ergebnisse bezweckt und erzielt, Werte bildet, ist unzweifelhaft. Ja sie ist ein Hauptfaktor für Wertbildung. Doch auch die Natur schafft Werte.

Für das Bestehen, den Wohlstand der menschlichen Gesellschaft ist die Arbeit unerlässlich. Aber man soll nicht willkürlich den Begriff auf das körperliche Gebiet beschränken, wie es heute die grosse Masse thut. Hand und Fuss sind die ausführenden Diener des Kopfes; er muss erfinden, leiten, berechnen. Die Kohle im Schoss der Erde ist eine Gabe der Natur; geistige Arbeit findet den Ort, wo sie ruht, körperliche hebt den Schatz zu menschlichem Gebrauche, geistige Arbeit weist ihr den Weg

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bester Verwendung und stellt ihren Wert für das Leben der Gesellschaft fest.

Nicht körperliche Arbeit allein bildet Werte, nicht jede Arbeit ist gleich, nicht die Arbeit allein bedingt den Wert des Gegenstandes, sondern auch seine Nützlichkeit.

Aber trotz alledem hat die Arbeit eine grundlegende Bedeutung für Gestaltung, Bestand und Wohlstand der Gesellschaft, in unsern Tagen noch in der besondern Weise, dass sie das gemeinsame Band sein kann und soll, das bei aller notwendigen Teilung der Arbeit nach Ständen doch die Arbeitenden selbst auf die Erkenntnis führt, dass sie doch alle ein Ziel haben und auf einem sittlichen Grunde stehen, und sie dann auch aus der Trennung zur Einigung zusammenführt.

Wie für die Gesamtheit, so ist auch für den einzelnen die Arbeit wertbildend. Sie ist die Quelle des materiellen Gewinnes — Segen ist der Mühe Preis —, sie ist vor allem der Jungbrunnen körperlicher Rüstigkeit und geistiger Tüchtigkeit.

Tausend fleiss'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Thun sich alle Kräfte kund.

Da rollt das Blut frischer und rascher durch die Adern, da schwellen und stählen sich die Muskeln und Sehnen, da wachsen die Kräfte und lernen sich mit Behagen fühlen.

Auch die Kräfte des Geistes. Wie Müssiggang aller Laster Anfang ist, so Arbeit aller Tugenden Ursprung.

Gewiss ist die Beanlagung verschieden. *Ἀλλ' οὔ πως ἅμα πάντα θεοὶ δόσαν ἀνθρώποισιν.* Aber ohne Übung und Schulung entwickelt sich die Denkkraft weder zur Gewandtheit noch zur Schärfe. Der wenig Begabte wird nicht an sich dasselbe erreichen können wie der Begabte; aber oft schon hat bescheidene Geisteskraft durch ernste Beharrlichkeit das arbeitsscheue Talent eingeholt. Wer die Lebensgeschichte bedeutender Männer in Wissenschaft und Kunst, in Gewerbe und Kunstfertigkeit aufmerksam verfolgt, der wird bald erkennen, dass sie zur Höhe des Könnens und Wissens, in den Glanz weit ausblickender Erfindungen, zu der Schönheit künstlerischer Gestaltung nicht leichten Fusses und raschen Anlaufs emporgeflattert sind, sondern dass die scheinbare Einfachheit und Mühelosigkeit ihrer Werke nur die frei in die Luft ragende, das Auge fesselnde Spitze ist, die auf solidem, vielfach gefestigtem, mühsam gefügtem, oft nur dem Auge des Kenners verständlichem und sichtbarem Unterbau sich erhebt.

Ein altes französisches Lehrbuch ist betitelt: Le secret d'apprendre la langue française en riant. Dass jemand spielend lernt, ist für ihn gewiss angenehm, aber ebenso gewiss nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gut. Das Sprichwort sagt: Wie gewonnen so zerronnen. Die Ergebnisse des Spiels sind nicht dauerhaft. Und das Lernen soll auch nichts vom Spiel haben, es soll ernste Arbeit sein, Vorbereitung auf die Arbeit des Lebens.

Auch auf sittlichem Gebiete — und hier im höchsten Masse — ist die Arbeit wertbildend. Horazens Verwalter beklagt sich über das mühsame Ausroden der Dornsträuche auf des Dichters Gute; der Dichter meint, es gehöre viel mehr Kraft und Arbeit dazu, die Dornen auszujäten, die der Acker des Herzens trägt. Und wer hätte nicht reichlich damit zu thun? nicht bloss als Jüngling, sondern auch als Mann, ja noch als Greis? Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf, von Grund aus. Nur Gott ist gut. Aber es kommt auch nicht darauf au, dass wir gut sind — gesetzt, dass es möglich wäre —, sondern das macht unsern Wert aus, mit welcher Kraft, mit welchem Ernst wir uns bemühen, besser zu werden, das Mass der Arbeit an uns ist der Massstab für uns, der Massstab unseres persönlichen Wertes.

Doch auch die Arbeit für andere Ziele setzt sittliche Kräfte in Bewegung und bannt feindliche Mächte. Ernste Arbeit erzieht zu ernstem, aufrichtigem Sinn, der fern ist von Arglist und schlaurechnender Gewandtheit, fern auch von thatenlosem Träumen; ernste Arbeit stählt den Willen, indem sie ihn nötigt, äussere und innere Hemmungen und Hindernisse mit Beharrlichkeit zu überwinden, und weckt dadurch freudiges Selbstgefühl, das so schön und stolz des Meisters Worte aussprechen: „Ehrt den König seine Würde, ehret uns der Hände Fleiss;“ ernste Arbeit giebt ein wohliges Gefühl sittlicher Gesundheit und Leistungsfähigkeit und bannt Sorge und Kummer, wenn sie den Sinn verdüstern wollen.

Aber darf man das von jeder Arbeit sagen? Ist es vielleicht nur der geistigen eigen? Und doch, wie geringschätzig wird andererseits heutzutage von irregeleiteten Scharen die Kopfarbeit angesehen, als sei sie nur halbe Arbeit, halber Müssiggang!

Es wird kaum jemand bestreiten, dass geistige Arbeit an sich höhere Befriedigung gewährt als körperliche, sie ist aber zugleich auch — wenn wirkliche Arbeit — schwerer und anstrengender.

Schätzung geistiger Arbeit ist unserm Volke eigen, ist etwas Schönes; aber sie darf nicht in Überschätzung und damit in Einseitigkeit verfallen. Arbeitsteilung liegt in der Verschiedenheit der menschlichen Organismen und in der Entwickelung des gesellschaftlichen Organismus begründet; sie ist natürlich begründet und geschichtlich geworden. Der menschliche Leib braucht Arme und Beine ebensogut wie den Kopf. Der grössere Teil

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Menschheit wird wohl immer dabei bleiben müssen, die materiellen Bedingungen unseres Daseins zu schaffen und zu erhalten. Aber indem er es thut, giebt er der kleineren Zahl Raum und Kraft, den geistigen Fortschritt, eine höhere, freiere Kultur anzubahnen, deren edle Segnungen erleichternd, bildend, hebend wieder der Arbeit des kräftigen Armes zu Gute kommen.

Und legt sich nicht auch ein Hauch geistigen Thuns auf die Handarbeit, wenn sie in ernstlichem Streben, Tüchtiges und Vollkommenes zu schaffen, sich müht, wenn die Erkenntnis sie verklärt, dass auch das unscheinbare Rad in dem Grossgetriebe der ganzen menschlichen Arbeit mitgezählt ist? wenn die Überzeugung sie adelt, dass treues Schaffen an sich, auch ohne bedeutende Ergebnisse, ebenso sittliche Pflicht ist, wie es den sittlichen Wert der Persönlichkeit mitbestimmt?

Nun, der Handarbeit im engsten Sinne wendet sich keiner von Ihnen, meine jungen Freunde, in seinem späteren Leben zu. Aber Sie werden Sich doch der Mehrzahl nach nicht den Berufen widmen, auf die das Gymnasium nach Art und Überlieferung zumeist vorbereitet. Neben Philologie, Jura, Medizin sind es praktische Gebiete, auf denen sich die Mehrzahl von Ihnen künftig bethätigen will: die heimische Scholle zu bauen, des Vaterlandes Boden zu verteidigen, dem Erwerbs- und Verkehrsleben zu dienen. Während Sie bis jetzt in einem Raume, in gemeinsamer Arbeit, nach einem Ziele hinstrebten, werden nun Ihre Bahnen, Ihre Gedanken, Ihre Ziele weit auseinandergehen. Aber ein doppeltes Band wird, denke ich, doch immer vereinigend sich um Sie schlingen, die Erinnerung an die hier gemeinsam verlebte Zeit und das gemeinsam erstrebte und erreichte Ziel und die — hoffentlich bei aller späteren Trennung doch stets vorhandene — gewisse Überzeugung, dass die Arbeit eines jeden von Ihnen, als persönliche und soziale Pflicht gefasst und geachtet, in ihrer Weise dem Wohle des grossen Ganzen, des Volkes, des Vaterlandes dient, eine Überzeugung, die nach des Dichters Worte in das Gefühl freudiger Erhebung ausklingen wird: „Jeder freut sich seiner Stelle.“

In ernster Zeit treten Sie ins Leben. Das Vorrecht Ihrer erworbenen Bildung und künftigen Stellung legt Ihnen ernste Pflichten auf. Möchten Sie Sich derselben stets bewusst bleiben. Nicht ohne Grund ist in jüngster Vergangenheit von Universitätslehrern über Lässigkeit und Genusssucht der akademischen Jugend geklagt worden. Gewiss wird niemand der Jugend erlaubte und edle Freuden verkümmern wollen; aber was muss der einfache Mann, der schlichte Arbeiter denken, wenn er sieht, wie Jünglinge, die berufen sind, dereinst die Führung des Volkes zu übernehmen, sich in den Irrgängen behaglichen, ja schwelgerischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Genusslebens verlieren? Wird er später zu ihnen emporsehen können? Wird er nicht auch zu geniessen wünschen statt zu arbeiten, und wird man ihm das Recht bestreiten dürfen?

Daher nochmals: bleiben Sie Sich in Ihrem Leben stets der persönlichen und sozialen Pflicht der Arbeit bewusst, machen Sie der Anstalt, an der Sie arbeiten gelernt haben, Ehre, machen Sie Sich selbst Ehre, indem Sie mit Ernst nach hohen, edlen Zielen streben, treu im grossen, aber nicht minder und vor allem treu im kleinen! Das walte Gott!

3.

Meine jungen Freunde!

Sie haben den heutigen Tag, den Geburtstag unseres hochseligen Kaisers Wilhelm als Knaben wiederholt noch feiern dürfen; die nationale Weihe, die ihn umgiebt, wird für Sie erhöht durch die Bedeutung, die er künftig für Sie haben wird in der Erinnerung, dass an diesem Tage sich die Pforten der Schule für Sie schlossen und ein wichtiger Abschnitt Ihres Lebens endete, ein anderer begann.

Es läge nahe, heute Ihnen das Charakterbild des grossen Kaisers zu zeichnen, dass Sie es mit hinausnähmen ins Leben als ein Vorbild der Pflichttreue und Selbstverleugnung, der Frömmigkeit und Bescheidenheit, der Weisheit und Beständigkeit.

Und doch ist es kein Unrecht, wenn ich meine letzten Worte an Sie von dieser Stelle nicht an seine Person anknüpfe; sie passen doch in ihrer schönsten Bedeutung auf ihn.

Ich führe Sie im Geiste in die Stadt, aus der er einst die edle Lebensgefährtin heimführte, die Enkelin Karl Augusts, die den Glanz der grossen Zeit Goethes noch geschaut, in die freundliche Stadt an der Ilm. Dort, in der Stadtkirche Weimars, ruht Johann Gottfried Herder, ein reichbegnadigter Geist, der den Dichterfürsten Goethe und Schiller nahe gestanden. Die Eisenplatte, die seine sterblichen Überreste deckt, trägt unter anderem das Zeichen seines Siegelringes, eine die Ewigkeit andeutende Schlange, deren Haupt Lichtstrahlen umziehen, mit der Umschrift: „Licht, Liebe, Leben“. Sie waren der Wahlspruch eines reichen, abgeschlossenen Lebens; sie sind geeignet, der Wahlspruch eines sich erschliessenden zu werden:

Licht, Liebe, Leben!

Welche Fülle von Wohl, Heil und Segen birgt dies eine Wort: „Licht!“ Seitdem Gottes Mund zuerst sprach: „Es werde Licht,“ freut sich, wer da atmet im rosigen Licht. „Alle Wesen leben vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf, die Pflanze selbst,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kehrt freudig sich zum Lichte.“ Und so ist auch alles, was das Leben hell macht und ihm Glanz verleiht, uns wie den Alten Licht, Rettung, Heil, Freude.

Aber was Herder meint, ist noch etwas Höheres. Das Licht ist das Sinnbild der Wahrheit. Das Dunkel giebt den Erscheinungen der Dinge ein unklares und daher oft ein unwahres Aussehen: erst das Licht lässt sie sehen, wie sie sind. So zerstört die Wissenschaft mit der Fackel der Erkenntnis die Nebel des Wahns und Irrtums, dringt und führt in das Wesen der Dinge ein.

Wer von uns, wer von Ihnen trägt nicht Verlangen nach dem Lichte wissenschaftlicher Erkenntnis? Wer hält nicht blinden Autoritätsglauben für unwürdig, möchte nicht frei sein von Vorurteil, von Aberglauben, von Unwissenheit? Und wir sollen danach streben. Für die Jünger der Wissenschaft vor allem, aber auch für den im praktischen Leben Stehenden ist Streben nach Erkenntnis der Wahrheit Pflicht geistiger Selbsterhaltung und Vervollkommnung.

Aber zweierlei dürfen wir nicht übersehen. Was der Jüngling zu Sais ausruft: „Was hab' ich, wenn ich nicht alles habe?“ und der Faustische Wunsch: „Zwar weiss ich viel, doch möcht' ich alles wissen“ — er scheint so menschlich und ist doch übermenschlich in der Verkennung der Grenzen, die menschlicher Erkenntnis gesetzt sind. Zwar trennt uns von der Wahrheit oft nur eine dünne Scheidewand, aber sie trennt doch und soll wohl trennen. Daher soll das Streben nach Wahrheit auf sittlichem Grunde erwachsen, auf dem Grunde der Selbstbescheidung, der Selbstzucht, die nicht dem Lockrufe folgt: „Eritis sicut deus,“ sondern Halt macht vor dem „Ignorabitis“.

Unsere Zeit hat besondern Grund dies zu beherzigen. Gewiss dürfen wir voll freudigen Stolzes sein auf die grossen Errungenschaften der Wissenschaft, zumal der Naturwissenschaft; aber wir müssen auch nüchtern prüfen, ob alles, was im Gewande der Wissenschaft auftritt, was als Thatsache, als erwiesen zu gelten beansprucht, Wirklichkeit, Wahrheit ist oder bloss Wahrscheinlichkeit, vielleicht bloss Vermutung, unbewiesener Gedanke, dessen Vater der Wunsch gewesen ist.

Und noch ein anderes. Neben der Überschreitung der Grenzen des Wissens die Einseitigkeit der Erkenntnis. Das an sich berechtigte Streben nach Aufklärung hat bereits für einen ganzen Zeitraum dazu geführt, diesen Begriff zu verengern und auf das blosse verstandesmässige Erfassen und Schätzen der Dinge zu beschränken, zu einer platten Nüchternheit, die ihr Licht nur von einer Seite des Geistes entlehnt und andere im Schatten liegen lässt. Die Kräfte des Gemüts dürfen nicht verkümmern

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über der Pflege der Verstandesbildung, ja sie bedürfen gerade in unserer zur Kritik neigenden Zeit erst recht der Kräftigung, Bildung, Veredelung, Klärung. Und wenn einerseits die Wissenschaft in der Natur der menschlichen Erkenntnis ihre Grenzen hat, so streckt sich doch der Glaube über dieselben hinaus und schaut mit dem durch die Offenbarung gerichteten und geklärten Auge die Geheimnisse göttlichen Wirkens und Führens. Und diese höchste, durch den Glauben vermittelte Erkenntnis erschliesst sich uns in Gottes Worte.

Wo hätt' ich Licht,
Wofern mich nicht
Dein Wort die Wahrheit lehrte?

Dies helle Licht des Evangeliums aber führt zur Klarheit Christi, in dem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt; wer ihn siehet, der siehet den Vater, der da wohnet in einem Licht, da niemand zukommen kann.

Diese Erkenntnis ist zugleich Erfahrung, Erlebnis; sie erfasst den innersten und daher auch den ganzen Menschen. Zwar hat man gemeint, das Licht der Erkenntnis überhaupt müsse die Erleuchtung auch des sittlichen Menschen zur Folge haben, zur Veredlung, Besserung, Humanität führen. Wer wollte die Möglichkeit leugnen, wer die Notwendigkeit behaupten? Wie oft wohnt neben gutem Wissen ein schlechtes Gewissen! Erst wer das ewige Licht erkannt hat, das der Welt einen neuen Schein gab, das uns zu des Lichtes Kindern gemacht hat, der hat Kraft und Grund im Lichte zu wandeln, denn er ist eine neue Kreatur geworden durch die Gemeinschaft mit Gott in Christo, der sich selbst das Licht der Welt nennt und das Licht des Lebens denen verheisst, die ihm nachfolgen.

Das Licht in der Natur erhellt nicht bloss, sondern es erwärmt auch. Von dem kalten Lichte menschlicher Erkenntnis gilt leider nur zu oft des Dichters Klage:

Sie geben, ach, nicht immer Glut,
Der Wahrheit helle Strahlen;
Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit den Herzen zahlen!

Ist's wirklich wahr, was ein neuerer Philosoph sagt, dass die Seligkeit des Erkennens die höchste menschliche Befriedigung ist? Oder hat Paulus recht: „Wüsst' ich alle Geheimnisse und alle Erkenntnis, und hätte die Liebe nicht, so wäre mir es nichts nütze?"

Sie meint auch Herder. Er nennt sie wohl auch Humanität, die ihm ebensowohl die durch ebenmässige Entfaltung aller edlen Anlagen und Triebe der Menschennatur gewonnene Veredlung der Denk- und Empfindungsweise ist, als das rege Mitgefühl mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Schwächen und Leiden der Nebenmenschen und das Streben, an der Verminderung derselben zu arbeiten.

Nächstenliebe und Eigenliebe sind die ungleichen Kinder des menschlichen Herzens: sie liegen in stetem Kampfe miteinander. Ich habe Ihnen kürzlich bei feierlicher Gelegenheit ausgesprochen, wie die Schwierigkeit unserer inneren Lage, die man kurz die soziale Frage nennt, auf der Herrschaft der feineren oder gröberen Selbstsucht beruht, die auf allen Gebieten sich rücksichtslos auszuleben trachtet und auszuleben gewusst hat.

Hier hat die ungehemmte Entfaltung des Individualismus nicht zu der verheissenen Harmonie der Interessen geführt, sondern zu dem oft nicht zugestandenen, aber vorhandenen und im Stillen wirkenden Kriege aller gegen alle. Wohl sucht der Staat durch Gesetze dem drohenden Unheil vorzubeugen, aber Gesetze allein machen's nicht. Sie haben noch kürzlich gelesen, wie Horaz gegenüber der sittlichen Verkommenheit seiner Zeit im Hinblick auf die gutgemeinten Gesetze des Augustus fragt: „Quid leges sine moribus vanae?“ Wie es einst bei unsern Vorfahren stand, sagt uns Tacitus: „Plus ibi boni mores valent quam alibi bonae leges“. Heute gilt's, durch Sitte und Sinn die Wirkung der Gesetze zu ermöglichen, zu unterstützen. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. Auf die Gesinnung kommt's an, wenn's besser werden soll; der soziale Geist ist nötig, der dem einzelnen seine Pflicht vorhält, nicht nur gegen sich selbst, sondern auch gegen die Gesamtheit wie gegen jeden einzelnen, der Geist der auf dem Grunde des Christentums erwachsenden, im Glauben thätigen Nächstenliebe, der allein im Stande ist, die Kluft zwischen hoch und niedrig, die Entfremdung der Stände, das Misstrauen und die Erbitterung der unteren, die Gleichgültigkeit und Eigenliebe der oberen zu überwinden und die, wenn nur äusserlich gefassten, undurchführbaren Formen und Forderungen der Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit mit dem rechten Geiste zu erfüllen, Gleichheit vor Christo, Freiheit in Christo, Brüderlichkeit durch Christum.

Diese sozialen Kräfte des Christentums mit zur Darstellung und Geltung zu bringen, sind auch Sie, meine jungen Freunde, berufen, der eine mehr, der andere weniger, je nach Amt und Gaben, aber alle mit voller Überzeugung von der Notwendigkeit und mit Einsetzen der vollen Kraft.

Ich rede nicht vom Berufe des Geistlichen; der Lehrer, der Arzt, der Offizier, der Beamte — jeder hat mit Menschenseelen zu thun, sie zu leiten, zu heilen, zu strafen; aber, was er auch thun mag, dass er es thue nicht in äusserlicher Weise, sondern im Geiste christlicher Bruderliebe, dass er ein Herz habe nicht nur für sich, sondern auch für die andern. Duo cum faciunt idem, non est idem. Dieselbe Gabe ist Brot und ist ein Stein,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

je nach der Hand, die sie austeilt. Wer möchte seinem Bruder einen Stein bieten? Aber prüfen wir uns sorgsam, ob wir's nicht doch thun, ohne es zu wissen oder zu wollen, aus Nachlässigkeit, aus Herzenshärtigkeit, aus Gedankenlosigkeit! Wenn der Mensch ein *ζῶον πολιτικόν* ist, so ist er es sicher nicht nur in dem Sinne, dass er die *πολιτεία*, die geordnete Gesellschaft, nur benutzt, um selbst sicher leben, erwerben, geniessen zu können, sondern auch, um den anderen zu helfen, zu dienen.

Wie Sie im einzelnen dem sozialen Geiste entsprechend wandeln sollen, muss Zeit und Erfahrung Sie lehren. Nur dies sei hervorgehoben. Unser Volk schätzt die akademische Bildung, die Sie zumeist Sich aneignen wollen, hoch. Sie dürfen sie auch selbst hochschätzen und dankbar sein, dass Gott Sie solche Wege führt. Aber sehen Sie nicht in dünkelhaftem Hochmut auf andere Stände herab, denen die gröbere oder an sich geringere Arbeit, der Erwerb zugefallen ist. Die menschliche Gesellschaft ist ein Organismus, jedes Glied hat seine besondere Aufgabe; es ist unentbehrlich und darf daher, wenn tüchtig, auf Achtung Anspruch machen. Es ist ein Zeichen von Mangel an sozialem Verständnis, einen Stand, weil er weniger vornehm ist, gering zu schätzen.

Dieser soziale Geist muss sich aber umsetzen in Leben. Wo die Liebe das Band der Gemeinschaft ist, da ist auch wahres Leben, dessen erstes Erkennungszeichen sie ist.

Freilich, was versteht man nicht alles unter Leben! Sie treten ins Leben hinaus. War Ihr Leben in der Schule kein Leben? Wir hoffen, dass es eine Schule des Lebens für Sie geworden sein möge, durch das, was Sie gelernt, noch mehr durch das, was Sie durch Unterricht und Erziehung geworden.

Eine Vorbereitung fürs Leben war die Schule jedenfalls auch darin, dass in ihr oft genug die Frage an Sie herantrat, die einst für Herkules am Scheidewege in der Lust und Tugend Gestalt gewann, die versuchende Frage: Genuss oder Arbeit? — Wie ist Ihre Antwort ausgefallen?

Die Frage wird sich noch oft an Sie herandrängen. Es ist so recht eine Frage des Lebens, fürs Leben.

Dem einen ist Leben Geniessen. Ich will nicht von der Leidenschaft des Geniessens reden, wo man von Begierde zum Genuss taumelt und im Genuss vor Begierde verschmachtet, nicht von der groben Lust, wo der Mensch zum vernunftlosen Tier herabsinkt. Der feinere Genuss — denken Sie an das behagliche Sinnenleben des horazischen Lebemannes —, der die Grenze der Wohlanständigkeit nicht überschreitet, bleibt trotzdem Genuss, und ein ihm hingegebenes Leben ist um so gefährlicher, weil es sich des Rufs äusserlicher, bürgerlicher Unanstössigkeit erfreut und getröstet. Aber die Neigung, immer das Angenehme, Er-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

freuliche, Leichte, Bequeme zu suchen, verzärtelt die Kraft des Gefühls, des Willens, des Strebens, macht unlustig zu ernster Pflichterfüllung, untüchtig zu straffer Arbeit.

Wir haben gelesen, wie eindringlich Demosthenes die Genusssucht seiner Landsleute tadelt, wie ergreifend er schmerzbewegt die entnervenden Wirkungen eines pflichtvergessenen Genusslebens schildert. Was das ganze Volk, trifft auch den einzelnen. Und die ersten, oft verhängnisvollen Schritte auf der schiefen Bahn thut man in der Jugend. Die römische sei Ihnen Beispiel. Was Horaz fordert:

„Eradenda cupidinis
Pravi sunt elementa et tenerae nimis
Mentes asperioribus
Formandae studiis,“

es gilt noch heute, auch für uns; denn die Gefahr, die der Dichter inbezug auf sich selbst schildert, allerdings nicht ohne einen Anflug von Selbstironie, besteht ebenfalls noch heute: Nunc in Aristippi furtim praecepta relabor. Die Neigung zum Genuss liegt, wie die Selbstsucht, dem Menschen im Blute.

Sollen wir, sollen Sie nun des Genusses sich völlig entschlagen? Wer möchte das Feuer missen, weil es verzehren kann? wer es im Winter entbehren, weil es im Sommer überflüssig und lästig ist? Hier heisst's Mass halten: *ἔχω, οὐκ ἔχομαι*; uti, non abuti; medio tutissimus ibis.

Sie gehen zunächst der akademischen Freiheit entgegen. Geniessen Sie rein und unbefangen, quid res et aetas, was die Jugend, die Verhältnisse Ihnen gestatten. Nur hüten Sie Sich vor der Genusssucht, vor jener leichten und seichten Lebensauffassung, die das Behagen zur obersten, zur einzigen Richtschnur ihres Thuns und Lassens macht; verdienen Sie Sich den Anspruch auf unschuldigen, jugendfrohen Lebensgenuss selbst, indem Sie neben dem Rechte des Geniessens sich stets der Pflicht der Arbeit erinnern:

„Tages Arbeit, Abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste.“

Erst des Lebens Mühe lehrt uns des Lebens Güter schätzen.

Die akademische Jugend hat heute auch ihre soziale Aufgabe. Sie liegt nicht sowohl darin, dass sie in sozialen Vereinen die schwierigsten Fragen der Nationalökonomie erörtert oder in schwungvollen Reden sich in eine schöne, aber flüchtige Begeisterung hineinschwärmt, sondern dass sie sich ihrer nächsten und einfachsten Aufgabe vollbewusst ist, durch ernste, auch der Entsagung fähige wissenschaftliche Arbeit sich vorzubereiten auf ihren Beruf.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt nur sich und seinem Willen lebt;
Allein wer andre wohl zu leiten strebt,
Muss fähig sein, viel zu entbehren.

In allen andern Ständen muss der Jüngling im beginnenden dritten Jahrzehnt schon sich tummeln, um sich tüchtig zu machen für seinen Beruf: soll der akademische Jüngling, der dereinst andre wohl zu leiten, der befähigt sein soll in den führenden Kreisen der Bevölkerung überzeugungsfest mitzuarbeiten an des Vaterlandes und Volkes Wohlfahrt und Gesittung — soll er allein das gefährliche und heutzutage viel verlästerte Recht haben, nach langem Nichtsthun sich mühsam auf die Höhe einer mässigen Prüfungsleistung für den künftigen Beruf emporzuringen? Es ist gut, wenn der Handwerker, der einfache Arbeiter sieht, dass auch die akademische Jugend sich unter den Imperativ pflichttreuer Arbeit beugt: ihr schönes Vorrecht sehe sie darin, dass die Formen ihres Geniessens edlere, geistigere sind und die Normen sich mit den Geboten geistiger und sittlicher Bildung im Einklang befinden.

Kaiser Wilhelm kann Ihnen Vorbild sein. Schon in seinem Glaubensbekenntnis zur Konfirmation — vor achtzig Jahren — tritt der ganze Ernst seiner Lebensauffassung hervor: „Meine Kraft gehört der Welt, dem Vaterlande. Ich will daher unablässig in dem mir angewiesenen Kreise thätig sein, meine Zeit auf das beste anwenden;“ und was er bei seiner Thronbesteigung von Preussen sagt, dass es seine Bestimmung nicht sei, dem Genuss der erworbenen Güter zu leben, das hat er, Preussens König, mit der ganzen Festigkeit seines Wesens gehalten. Lassen auch Sie es Sich gesagt sein; leben Sie nicht dem blossen Genuss der erworbenen Güter!

Das Leben ist Genuss für die einen, Arbeit für die andern; den einen eine Vergnügungsreise, den andern eine Geschäftsreise. Das Bild des Kaufmanns, der rastlos über Länder und Meere eilt, durch Sturm und Wogenbraus, durch Not und Gefahr, mit dem Einsatz seines Lebens Geld und Gut zu gewinnen, das Glück zu erjagen, reich und doch arm — es ist der Typus der nur Gewinn suchenden Arbeit: Quaerenda pecunia primum est, virtus post nummos.

Ist das ein Leben, wert, gelebt zu werden? Gewiss soll das Amt den Mann nähren, der Lohn der Arbeit werden und entsprechen: aber ein Lohn, der nur in klingender Münze besteht, füllt die Hand, aber nicht das Herz. Unser Leben ist köstlich, wenn es Mühe und Arbeit gewesen ist. Weshalb? Weil es die geistigen und sittlichen Kräfte geweckt und gestählt hat, in deren Bethätigung erst das wahre Leben besteht, das Gefühl der eigenen Kraft.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und wodurch erhält es seinen wertvollsten Inhalt, sein edelstes Ziel? Erinnern Sie Sich an die herrlichen Worte, die Sokrates über seine göttliche Mission sagt. Sein Beruf ist es, seinen Mitmenschen wohlzuthun; ein Leben und Arbeiten im Dienste seines Volkes ist ihm das eigentliche Leben, das er nur mit dem Leben seines Leibes aufgeben könnte. Er denkt dabei an jeden einzelnen Athener, an seine geliebte Vaterstadt. Und unser Bismarck, dessen Geburtstag festlich zu begehen unser Vaterland sich anschickt, er bekennt: „Patriae inserviendo consumor;“ und von unserm hochseligen Kaiser Wilhelm haben wir soeben gehört: „Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande“.

Das sagt ein König, ein Staatsmann. Doch nicht auf den Wirkungskreis, nicht auf die äussere Stellung kommt's an, sondern auf die Gesinnung, auf die innere Stellung, die wir zu unserer Pflicht einnehmen, nicht auf die Schale, sondern auf den Kern. Wie möchten Sie, dass Ihres Lebens Kern beschaffen sei? Geschwellt von der Keimkraft idealer, über die Befriedigung des eigenen Ich in ernster Arbeit hinausstrebender Gesinnung, oder zusammengeschrumpft zu hohler und tauber Selbstgenugsamkeit?

Ein die soziale Frage behandelndes, jüngst erschienenes Buch handelt am Schlusse von der Berufswahl und endet mit den Worten: „Nicht was wir sind, ist die Hauptsache, sondern wie wir es sind.“ Nehmen Sie diesen Spruch aufs Herz, ins Leben.

Licht, Liebe, Leben — der Dreiklang für die Endlichkeit, umschlossen vom Ring der Ewigkeit. Licht, Liebe, Leben aus Gott und in höchster Bethätigung zurückführend zu Gott, in Gott hinein.

Licht, Liebe, Leben — ein Wort der Weltweisheit; Glaube, Liebe, Hoffnung — ein Gotteswort: aber hier wie dort ist die Liebe der Mittelpunkt, ist sie die grösseste unter ihnen. Licht ohne Liebeswärme ist kalt, Leben ohne Liebeskraft ist hohl.

So wünsche ich Ihnen denn für die Aufgaben, die Ihrer in Beruf und Gesellschaft, im engern und weitern Kreise harren, das Auge voll Licht, das Herz voll Liebe, die Hand voll Leben, den Fuss feststehend auf der Erde, aber das Haupt zum Himmel gerichtet, wo das ewige Licht, die ewige Liebe, das ewige Leben wohnt!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

V. Zum Gedächtnis der Toten (Ecce).

1.*)

Wieder hat die finstre Hand des Todes unerbittlich in die Reihen derer gegriffen, die unsrer Schule einst angehört oder ihr nahegestanden. Noch sind die Schmerzen frisch, und die Herzen derer, die er geschlagen, sehnen sich nach Trost und Frieden. Möge der Gott alles Trostes und Friedens sich zu ihnen herniederneigen und ihnen nahe sein und bleiben mit der Fülle seiner Gnade, mit der Kraft seines Wortes, mit der Gewissheit seiner Hoffnung!

Denn der Herr, der da selbst von den Toten auferstanden ist und der gesagt hat: „Ich lebe und ihr sollt auch leben," — er kann uns und die wir lieb haben, nicht im Tode lassen, sondern wird sie auferwecken am jüngsten Tage. So brauchen wir nicht traurig zu sein wie die andern, die keine Hoffnung haben, sondern unser Herz darf fröhlich sein und unsre Zunge sich freuen, dass auch ihr Fleisch ruhen wird in der Hoffnung der Auferstehung zukünftiger Herrlichkeit.

Hat nicht der Herr schon in der Zeit seines Erdenwallens seine sieghafte Gewalt über den Tod bekundet? am Bett von Jairi Töchterlein, an der Gruft des Lazarus, an der Bahre des Jünglings von Nain? Ihm ist der Tod nur ein Schlaf; auf sein Lebenswort giebt er seine Beute heraus, stehen die Toten auf.

Möchte uns allen, Verheissung und Mahnung zugleich, in dieser ernsten Stunde recht ins Herz dringen und klingen, was der Herr dem Jüngling zu Nain zuruft:

„Jüngling, ich sage dir, stehe auf!"

Nain heisst die Liebliche. Aber wie hässlich ist der Zug, der sich aus ihrem Thore bewegt! Eine Menschenblüte geknickt, ehe sie Frucht ansetzen konnte; der einzige Sohn einer Mutter, einer Witwe, aufgezogen vielleicht unter vielen Thränen, Sorgen und Entbehrungen, dass er werde die Freude und Stütze des Alters. Nun ist sie doppelt einsam: zu dem Manne hat sie auch den Sohn hergeben müssen.

Wohl geht viel Volks mit im Leichenzuge; sie betrauern den braven Sohn, die achtbare, fromme Mutter, ihr herbes Los. Doch was hilft ihr das Mitleid? Giebt es ihr das Liebste wieder?

*) Die Feier hat einen liturgischen Charakter. S. Palmié. Evang. Schulagende I. S. 344.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Klagen und Thränen, Jammer und Not, der Ausblick in eine graue, öde Zukunft — das ist das Bild des Todes, des Königs der Schrecken und seiner Herrschaft, das Bild unsres Lebens unter dem Fluche des Gesetzes und der Sünde.

Doch getrost, schon naht der Herr, der Herr, der auch des Todes Herr wird; dem Zuge des Todesfürsten begegnet der Fürst des Lebens: wo der Tod auszieht, zieht das Leben ein.

Mitleid mit unserm Elend hat ihn auf die Erde herabgetrieben. Mitleid zieht ihn an die Bahre: „Ihn jammerte des Weibes“.

„Weine nicht,“ sagt er zu ihr. Wie menschlich warm und schlicht klingt dieses Trostwort! So trösten wir wohl auch, wenn das Herz überwallt von mitfühlender Trauer.

Aber wie übermenschlich, wie unnahbar, göttlich gross ist dann die Beglaubigung, mit der der Herr sein Trostwort versiegelt! Er tritt herzu, er rührt den Sarg an, er legt die Hand auf des Todes Raub: da stehen die Träger still. Er spricht: „Jüngling, ich sage dir, stehe auf!“ Und der Tote richtete sich auf. Das holdselige Wort des Trostes: „Weine nicht;“ die wunderselige That des Trostes: „Stehe auf — und er stand auf!“

Ist es nicht wie eine vorbereitende Offenbarung der himmlischen Herrlichkeit und Majestät dessen, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist? Klingt nicht aus den Worten: „Ich sage dir“ das königliche Machtgebot dessen heraus, der dem Tode die Macht nehmen sollte und nahm?

Auch für uns hat er es gethan. Gott hat ihn, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht, auf dass wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. So ist er um unsrer Sünde willen dahingegeben, aber auch um unsrer Gerechtigkeit willen auferweckt, erhöht, eingegangen in den Himmel selbst, um zu erscheinen vor dem Angesichte Gottes für uns. So ist er der einige Grund unsres Lebens, wir sind samt ihm auferweckt und samt ihm in das himmlische Wesen versetzt. Wie durch einen Menschen der Tod, also ist auch durch einen die Auferstehung der Toten gekommen. Dieser eine hat gesagt: „Ich lebe und ihr sollt auch leben; wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe,“ und den Vater gebeten: „Vater, ich will, dass, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, dass sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast.“

So sind wir dessen froh und gewiss, dass der Herr an jenem Tage auch zu uns sagen wird: „Ich sage dir, stehe auf.“ Möge es dann nur ein Auferstehen sein zum Leben, nicht zum Gericht!

Aber wie des Herrn Wort Verheissung und Hoffnungsgrund für das Dereinst, so auch Mahnung für das Jetzt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dir, sage ich, heisst's im griechischen Texte; dir, gerade dir und mir, jedem einzelnen sagt der Herr: „Stehe auf!“

Wie steht's, Ihr lieben Knaben und Jünglinge, wenn Ihr jetzt am Ende des Kirchenjahres Abrechnung haltet? Seid Ihr nie und nirgends verfallen in Unwahrhaftigkeit, in Ungehorsam, in Bosheit und Spott, in Verführung und loses Geschwätz, dass Ihr Euch von diesem Falle erheben, aufstehen müsstet? Habt Ihr nie müssig gelegen, wo Ihr hättet wandeln und handeln, nie geschlafen, wo Ihr hättet wachen sollen? Habt Ihr nie das Gefühl gehabt, als wäre Eure Seele matt und krank, erstorben für den heiligen Odem des göttlichen Gebots? Ist der Herr, wenn Euch die Stimme Eurer Eltern, Eurer Lehrer, Eures Gewissens mahnte und warnte, nicht auch an Euch herangetreten? hat er nicht mit seiner Hand auch Euch angerührt, auch Euch zugerufen: „Stehe auf und wandle“? habt Ihr stillgehalten, das „Dir, gerade dir sage ich“ verstanden und Euch aufgerichtet?

Wohl scheinen es kleine Vergehen und Übertretungen zu sein, und Selbstgefälligkeit oder Leichtsinn lassen sie uns noch kleiner erscheinen; aber sie bleiben darum doch Sünde, gehen doch alle hervor aus der Verdunkelung unseres Blickes, der sich unempfindlich vor dem Lichte der göttlichen Wahrheit verschliesst, aus der Einschläferung, ja Ertötung unseres Willens durch die Macht des Bösen, aus der Loslösung unserer Seele von dem wahren Lebensgrunde, von der Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott. Der Tod ist nicht nur der Sünde Sold; die Sünde selbst ist schon Tod, Lossein vom Leben aus Gott und in Gott.

Und dieser geistliche Tod durch und in Übertretungen und Sünden ist schlimmer als der leibliche, und ihm gegenüber hat des Heilandes Lebenswort: „Stehe auf!“ erhöhte Bedeutung.

Ach, dass wir seine Stimme hörten, hörten die Stimme seines Apostels: „Wach auf, der du schläfst, und steh auf von den Toten,“ auf dass auch seine Verheissung an uns wahr würde: „So wird dich Christus erleuchten“! Wer auf Jesu Stimme hört, und sich aufrichtet aus den Fesseln des Todes in Sünden, von dessen Augen wird das Dunkel hinweggenommen, dass er sehend, erfüllt wird mit himmlischer Klarheit und hineinschaut in die Tiefe und Macht der göttlichen Liebe und Weisheit und von Erkenntnis zu Erkenntnis aller der Schätze dringt, die in Christo verborgen sind.

Aber vom Jüngling zu Nain hiess es noch: „Er fing an zu reden!“ Wer von Jesu erweckt, wer im Glauben gewiss geworden ist, dass eine Kraft vom Herrn in ihn übergegangen ist, der muss reden und zeugen von der Gnade, die ihm inChristo widerfahren ist, und bekennen, dass er ist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, der da vom Tode erlöst und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leben und Seligkeit giebt. Wer aber bekennt, dass Jesus Gottes Sohn ist, in dem bleibt Gott und er in Gott, und der Herr selbst wird ihn auch einst bekennen vor seinem himmlischen Vater.

Und zur Erleuchtung und zum Bekenntnis noch der Wandel. Auch von Jairi Töchterlein steht geschrieben: „Alsbald stand das Mägdlein auf und wandelte“. Wer vom Herrn aufgeweckt ist, soll in einem neuen Leben wandeln, in Christo, der selbst der Weg und das Leben ist. In Christo wandeln heisst aber wandeln wie die Kinder des Lichts, enthoben der Finsternis der Sünde und den Schatten des Todes, wandeln im Geiste, dass wir die Lüste des Fleisches nicht mehr vollbringen, wandeln in der Liebe, gleichwie Christus uns geliebet hat, auf dass auch an uns etwas von Christi Wesen offenbar, durch uns sein heiliger Name verherrlicht und auch für uns That und Wahrheit werde, was der Prophet sagt: „Die richtig vor sich gewandelt haben, kommen zum Frieden.“

Das gebe der Herr uns allen einst aus Gnaden! Er behüte uns vor Verblendung, vor Leichtsinn und Hochmut, dass wir seine Stimme nicht überhören und uns selbst dereinst dem ewigen Tode überantworten; er breite seine Segenshand über uns alle aus und lasse sein Lebenswort auch in unserm Herzen einen Weckruf werden, aufzustehen vom Schlafe und zu wandeln, wie es ihm wohlgefällig ist, solange wir noch auf dem Wege sind! Amen.

2.

Havete, piae animae!*) Euch befehlen wir der Barmherzigkeit Eures Gottes. Was aber sagt uns das bewegte Herz beim Gedächtnis dieser Entschafenen?

Ein kleiner Kreis sind wir, ein Tropfen im Meere der Christenheit. Und doch — wie vielgestaltig spiegelt sich auch in ihm das düstere Bild des Todes!

Hier die frische Kraft gewaltsam gebrochen, dort der müde Leib von der Krankheit Fesseln befreit; dieser nach reichem Wirken, nach langem Feierabend, am Ziel hoher Ehren entschlafen, jener in der ersten Jugendblüte, im ersten Beginn fröhlichen Strebens, mitten in der Bahn dahingerafft; der eine nach gleichmässig ruhigem Mühen im engbegrenzten Kreise, der andere nach unstätem Schweifen und rastlosem Schaffen in weiter Ferne zur ewigen Ruhe eingelaufen; dieser im Vollbesitz geistiger Klarheit hinübergegangen, jener in Umnachtung des Geistes dahin-

*) Vorauf gingen Lebensabrisse der Entschlafenen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gefahren; der eine im Leben gnädig geführt und zum Tode bereitet, der andere in einem Augenblick zur Ewigkeit entrückt.

Das ist der Tod — was ist der Mensch? Kann es eine beredtere Sprache geben als diese Zeugnisse von seiner Macht und unsrer Ohnmacht? In allen Zungen und Zeiten seufzt und klagt und schreit das Menschenherz über des Todes unerbittliches Muss.

Ja, wir alle müssen davon. Wir wissen's. Und doch bittet der Psalmist: „Herr, lehre mich doch, dass es ein Ende mit mir haben muss und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muss."

Wir wissen's wohl, aber wir vergessen's so oft; wir hören's wohl, aber wir behalten's nicht. Eine sinnige Hausinschrift sagt:

Wir bauen hier so feste
Und sind doch fremde Gäste;
Wir bauen dort so wenig ein,
Wo wir ewig sollen sein.

Der Herr muss uns lehren, an den Tod denken, weil wir selbst es so selten thun. Warum?

Mancher mag's nicht. Was hilft's? Die Zeit kommt doch, wo wir davon müssen. So lebt man gleichgültig dem Unvermeidlichen entgegen. Oder man schiebt das unfreundliche Bild zur Seite, weil es stört. Das Leben ist so schön, so genussreich, so heiter — warum sich's trüben? Aus dieser Erde quillen unsre Freuden. Lasset uns essen und trinken und fröhlich sein. Es ist ja auch nicht so eilig; noch ist die blühende, goldene Zeit, noch sind die Tage der Rosen, noch mahnt nichts an Welken und Vergehen.

Ein andrer hat keine Zeit, an den Tod zu denken, hat zu schaffen und zu raffen, zu sorgen von heut auf morgen, zu sinnen und zu gewinnen, um sich und die Seinen durchzuschlagen. Was soll ihm da der Gedanke an den Tod? Das Leben ist das Nächste, das Wichtigste; es fordert seinen Mann, hat seine guten Rechte. Den Augenblick benutze, er ist dein.

So gehen wir dahin, als gäb's kein Ende, sicher und gedankenlos, lebenslustig und ans Zeitliche gekettet.

Da ist's denn nötig und heilsam, dass Gottes Finger immer wieder das Gesetz des Todes in die Seele schreibt, indem er hineingreift in den Kreis des einzelnen, der Gemeinschaft, unvermutet, erschütternd, und unsere unstäten Gedanken auf das Ende hinrichtet.

So wird das Gedächtnis der Toten ein Gedächtnis des Todes, auch unsres Todes. Die jugendlichen Zeugen seiner verheerenden Macht aus unserm Kreise reden heute besonders

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vernehmlich auch zu Euch, liebe Knaben und Jünglinge, denen der Gedanke an den Tod noch so ferne liegt. Lasst Euch die ergreifende Weise ins Herz klingen, warnend, mahnend:

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben;
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reisst ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muss vor seinem Richter stehen.

Daher betet der Psalmist im Bewusstsein menschlicher Blindheit und Schwäche mit Recht: „Herr, lehre mich doch, dass es ein Ende mit mir haben muss und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muss.“

Allein was hilft dem Menschen diese Lehre, diese Erkenntnis, diese Gewissheit? Wenn's nun mit dem Ende wirklich aus wäre? wenn hinter dem Leben das Nichts gähnte? Ach, das ist die furchtbarste Macht des Todes, dass er in Stunden, wo wir ihm ins kalte, starre Antlitz sehen, wo wir an der entseelten Hülle eines teuren Toten stehen, den Stachel bangen Zweifels in die Seele senkt, dass er nicht nur das Leben selbst vernichtet, sondern auch den Glauben an das Leben zu ersticken sucht. Und wenn nun nach dem Tode das Gericht mit seinen Schrecken droht? Wer wird vor Gottes Richterstuhle bestehen können, vor dem furchtbaren Ernst des Wortes, dass die Menschen Rechenschaft geben müssen auch von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet haben? ja dass auch der Rat der Herzen offenbar werden soll?

Allein die Gewissheit des Todes soll uns nicht zum Zweifel, die des Gerichts nach ihm nicht zur Verzweiflung führen, sondern zur Klugheit: „Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“

Klug, nicht im Sinne natürlicher, weltlicher Klugheit, die geschickt die rechten Mittel wählt und rechtzeitig anwendet, um ihre irdischen Ziele, Ehre, Macht, Reichtum und Wohlleben zu erreichen, sondern im Sinne der göttlichen, die der Psalmist als eine feine, als die Furcht des Herrn bezeichnet.

Sie lehrt uns den Grund erkennen von der Macht des Todes. „Das macht dein Zorn, dass wir so vergehen, und dein Grimm, dass wir so plötzlich dahin müssen; denn unsre Missethat stellest du vor dich, unsre unerkannte Sünde in das Licht vor deinem Angesicht. Darum fahren alle unsre Tage dahin durch deinen Zorn, wir bringen unsre Jahre zu wie ein Geschwätz.“ Gott hat den Tod nicht gemacht, hat auch nicht Lust am Verderben des Lebendigen, sondern durch des Teufels Neid, wie die Schrift sagt, ist der Tod in die Welt gekommen, indem er den ersten Menschen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in Sünde verstrickte und Gottes zeitliches und ewiges Strafgericht herausforderte.

Aber das Licht der göttlichen Klugheit zeigt uns nicht nur die dunkle Tiefe des Abgrundes, vor dem wir stehen, sondern auch das jenseits winkende Land der Verheissung und die Brücke, die sicher hinüberführt, zeigt uns, dass unser wahres Ziel nicht in Nacht, sondern in Licht getaucht ist, nicht in die Tiefe, sondern in die Höhe weist, dass wir nicht Opfer der Sünde und des Todes, sondern Kinder der Gnade und Gottes sein sollen.

Ja, der Tod ist der Sünde Sold; aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu, unserm Herrn.

Denn „so wahr als ich lebe, spricht der Herr, ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern dass sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen und lebe.“ Und wie durch eines Sünde die Verdammnis über alle Menschen gekommen ist, also ist auch durch eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen. Gott sandte seinen Sohn; er, der Sündlose, hat sich für unsre Sünde geopfert und uns die Gerechtigkeit erworben, die vor Gott gilt; er, der Lebensfürst, hat sich in den Tod dahingegeben, um ihm die Macht zu nehmen und Leben und unvergängliches Wesen an das Licht zu bringen. Christi Leiden und Sterben überbrückt die finstre Todeskluft und vermittelt allen, die sich seines stellvertretenden Todes in wahrem Glauben getrösten, den freien Zugang zum Reiche der Gnade und Herrlichkeit, in dem Gottes heiliger Wille zum völligen Siege gelangt, wo es weder Sünde noch Tod giebt, sondern Frieden, Freude, Gerechtigkeit, Seligkeit, heiliges und ewiges Leben.

Das ist das wahre, im Lichte des göttlichen Wortes geoffenbarte, neutestamentliche Ziel, auf das uns der Gedanke an den Tod hinrichten soll, wenn wir klug sind, das Ziel, dem wir nicht entgegentreiben, wie einer Klippe, an der unser Lebensschifflein zerschellt, sondern dem wir nachjagen sollen, das Kleinod der himmlischen Berufung Gottes in Christo Jesu, der Berufung zu Gottes Kindern und Miterben Christi.

Wie kommen wir ihm näher?

Nicht aus eigener Kraft. Wir wissen, dass wir aus Gnaden selig werden, allein durch den Glauben, und darum sollen und wollen wir täglich beten: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben! Und doch wissen wir auch, dass, wie der Leib ohne Geist, also auch der Glaube ohne Werke tot ist, dass die Werke aus dem Glauben hervorwachsen sollen, wie die Früchte am Baume. Wir wissen, dass Gott in uns wirket beides, das Wollen und das Vollbringen; aber wir wissen auch, dass er unsre Mitwirkung fordert, wenn wir werden sollen, wozu er uns be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rufen hat, dass wir uns strecken sollen nach dem Ziele, das da vorne ist.

Wie geschieht das? Wenn wir Gott um erleuchtete Augen bitten, dass wir unter des heiligen Geistes Beistande unsre Sünde erkennen; wenn wir diese unsre Sünde von Herzen bereuen und uns zum Herrn bekehren; wenn wir ihn anflehen, dass er das steinerne Herz von uns nehme und uns ein fleischernes gebe, empfindlich und empfänglich für die Einwirkungen seiner ziehenden Gnade; wenn wir absterben dem alten, sündigen Wesen und Christus in uns wachsen und Gestalt gewinnen lassen, ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichts, kämpfen den guten Kampf des Glaubens gegen die Anfechtungen der Welt und die Anläufe unsrer eignen Lüste und Begierden, Gottes Willen nicht bloss wissen, sondern auch thun, damit seines heiligen Namens Herrlichkeit an uns und durch uns gepriesen werde, wandeln im Geist und in der Liebe und mit Wachsamkeit bis ans Ende beharren und warten des Tages, wo Gottes Stimme uns vom Kreuz zur Krone, vom Kampf zum Siege, vom Glauben zum Schauen ruft und wir im Reiche seiner Herrlichkeit aus seiner Hand Freude um Freude nehmen werden ohne Aufhören.

Dies wahre göttliche Ziel des Christenlebens ist nicht auf dem Totenacker, sondern im Garten des Lebens aufgerichtet, und über das finstre Thal des Todes leuchtet es ermutigend, stärkend, mahnend, verheissend herüber. Auf dieses sehen, nach ihm die Richtung nehmen, mit Bewusstsein Schritt und Tritt lenken, ist rechte göttliche Klugheit.

Sie möge uns bei Zeiten der Gedanke an den Tod lehren, und der Herr selbst gebe uns Kraft, auch in ihrem Lichte zu wandeln und feste, sichere Tritte zu thun, damit wir die Gnadenzeit, uns selbst zum Gerichte, nicht versäumen, sondern dereinst am Ziele als gute Kämpfer die Krone des Lebens davontragen! Amen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rufen hat, dass Ziele, das da
vorne ist.

Wie gesch chtete Augen
bitten, dass wi e unsre Sünde
erkennen; wen bereuen und
uns zum Herrn , dass er das
steinerne Herz chernes gebe,
empfindlich und iner ziehenden
Gnade; wenn n Wesen und
Christus in uns ssen, ablegen
die Werke der n des Lichts,
kämpfen den g Anfechtungen
der Welt und nd Begierden,
Gottes Willen thun, damit
seines heiligen urch uns ge-
priesen werde, ebe und mit
Wachsamkeit b les Tages, wo
Gottes Stimme Kampf zum
Siege, vom Gla Reiche seiner
Herrlichkeit au hmen werden
ohne Aufhören.

Dies wahr ist nicht auf
dem Totenacke aufgerichtet,
und über das ermutigend,
stärkend, mahn s sehen, nach
ihm die Richtu itt und Tritt
lenken, ist rech

Sie möge n Tod lehren,
und der Herr em Lichte zu
wandeln und fe r die Gnaden-
zeit, uns selbst ndern dereinst
am Ziele als g davontragen!
Amen.

© The Tiffen Company, 2007
TIFFEN® Gray Scale
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
R G B W G K C Y M

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf